

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Româno-Germane



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XV, Heft 1, Sommer 2012

- | | |
|----------------------------|---|
| Gerhard Köpernik | 20 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft
Rumänien den Deutschen näher bringen |
| Walter Engel | Pionierleistung im rumänisch-deutschen Literaturaustausch
Die Monatsschrift „Romänische Revue“ (1885-1894) |
| Erhard Knechtel | Wilhelm Knechtel – ein europäisches Schicksal |
| Nicolai Staab | „Wir sind [...] Rumänen, weil wir orthodox sind“
Umwidmung der rumänischen Orthodoxie zum kulturellen Erbe |
| Laura Polexe | „Schreiben Sie mir doch, lieber Genosse, wie es Ihnen geht ...“
Freundschaften und Netzwerke in der Sozialdemokratie |
| Marie Tanner | Leben in der Diktatur. Rumänischer Alltag unter Ceaușescu
im Film „Cum mi-am petrecut sfârșitul lumii“ |
| Hermine-Sofia Untch | Tätigkeitsbericht der DRG 2011 |
| Tony Krönert | Die Früchte des Karpatischen Gartens
Rumäniens Auftritt als Partnerland der Grünen Woche 2012 |
| Thomas Schares | Ein Museum gegen das Vergessen
Ein Besuch im Revolutionsmuseum zu Temeswar/Timișoara |
| Richard Wagner | Heimat |
| Eduard Weissmann | Mythos Czernowitz |

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (v.i.S.d.P.)
Kirsty Otto
Marianne Theil
Robert Vitalyos

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift. Auflage: 600. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich. Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter: www.deruge.org, Onlinehefte.

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60,- €, ermäßigt 30,- € (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nicht-Mitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Gerne stellen wir Ihnen eine Spendenquittung aus.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft
Postbank Berlin
Konto-Nr.: 230108
BLZ: 100 100 10
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

die Deutsch-Rumänische Gesellschaft wurde vor 20 Jahren gegründet. Die Deutsch-Rumänischen Hefte befinden sich im 15. Jahrgang. (Dazu erfahren Sie mehr im Artikel des Präsidenten der DRG ab Seite 4.) Zudem steht mit dem 100. Todestag des bedeutenden rumänischen Dramatikers Ion Luca Caragiale ein weiteres Highlight in unserem Kalender.

Caragiale entstammte einer Schauspielerfamilie, dadurch kam er sehr früh in Kontakt mit dem Theater. So arbeitete er als Souffleur, Theaterkopist, Korrektor, Redakteur, Publizist, Schulrevisor, Schankwirt, und für ein knappes Jahr leitete er das Bukarester Nationaltheater. Die Erfahrungen aus diesen ganz verschiedenen Tätigkeiten verstand Caragiale vorzüglich in seinen ironischen Komödien und bissigen Satiren zu verarbeiten. Mit Vorliebe karikierte er die halbgebildeten Neureichen aus den Bukarester Vorstädten und die unbeholfenen Provinzler. Caragiale schreckte auch vor heiklen Tabus nicht zurück. So wandte er sich vehement gegen den sich stetig verbreitenden Hurratriotismus in seinem Land und stieß damit auf große Ablehnung. Nach mehreren Niederlagen entschloss sich Caragiale 1904, nach Berlin ins Exil zu gehen, wo er vor 100 Jahren verstarb.

Die DRG wird anlässlich des Caragiale-Jahres mehrere Veranstaltungen organisieren, mitunter gemeinsam mit anderen Berliner Institutionen. Dazu laden wir Sie herzlich ein. Die genauen Termine erfahren Sie auf unserer Homepage oder auf Facebook, wo die DRG seit Kurzem mit eigenem Profil präsent ist. Hier können Sie Veranstaltungshinweise abonnieren, Ihre Eindrücke vergangener Termine schildern oder über von der DRG aufgegriffene Themen diskutieren.

Erst einmal wünsche ich Ihnen aber im Namen der Redaktion viel Spaß beim Lesen der DRH,

Ihr
Josef Sallanz



- INHALT**
- 4 Gerhard Köpernik**
20 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft
- 6 Walter Engel**
Pionierleistung im rumänisch-deutschen
Literaturaustausch
- 9 Erhard Knechtel**
Wilhelm Knechtel - ein europäisches Schicksal
- 12 Nicolai Staab**
"Wir sind [...] Rumänen, weil wir orthodox sind."
- 15 Laura Polexe**
"Schreiben Sie mir doch, lieber Genosse, wie es
Ihnen geht..."
- 18 Marie Tanner**
Leben in der Diktatur
- 21 Hermine-Sofia Untch**
Tätigkeitsbericht der DRG 2011
- 24 Tony Krönert**
Die Früchte des Karpatischen Gartens
- 25 Thomas Schares**
Ein Museum gegen das Vergessen
- 26 Richard Wagner**
Heimat
- 28 Eduard Weissmann**
Mythos Czernowitz
- 29 Neue Bücher**
- Herta Müller: Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel (*Edith Ottsohowski*)
 - Catalin Dorian Florescu: Jacob beschließt zu lieben. Roman (*Maria Irod*)
 - Johann Lippet: Der Altenpfleger. Zwei Erzählungen (*Cosmin Dragoste*)
 - Egon Sprecher: Heimat verloren – Heimat gewonnen (*Ute Schmidt*)
 - Dániel Löwy: Von der Ziegelfabrik bis zum Viehwaggon (*Mariana Hausleitner*)
 - Angelika Herta, Martin Jung (Hrsg.): Vom Rand ins Zentrum (*Othmar Kolar*)
 - Anton Sterbling: Entwicklungsverläufe, Lebenswelten und Migrationsprozesse (*Wilfried Heller*)
 - Wilfried Heller (Hg.): Identitäten und Imaginationen der Bevölkerung in Grensräumen (*Konrad Gündisch*)
 - Thomas Bauer: Ostwärts. Zweitausend Kilometer Donau (*Claudiu Zippel*)

Büste des rumänischen Schriftstellers Ion Luca Caragiale (1852-1912) in Berlin-Pankow, Mühlenstraße 24.
Foto: Gerhard Köpernik

Im Herbst 1991 brachen acht Berliner zu einer Studienreise nach Rumänien auf. Reuven Moskovitz, einem in Israel lebenden, in Rumänien geborenen Juden, gelang es, den Teilnehmern dieser Reise Rumänien so vor Augen zu führen, dass sie begeistert nach Deutschland zurückkehrten. Herbert Siebold, der damals dabei war und zum ersten Präsidenten der Gesellschaft gewählt wurde, schrieb 2002 in seinem Artikel „10 Jahre Deutsch-Rumänische Gesellschaft“:

„Die Fahrt hat den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einmal die großartige Schönheit der Natur dieses reich gesegneten Landes vor Augen geführt. [...] Sie hat uns sodann die schier unerschöpflichen kulturellen Schätze aus vielen Jahrhunderten der bewegten Geschichte Rumäniens nahe gebracht, und sie hat schließlich auch die enormen sozialen und ökonomischen Probleme deutlich werden lassen, unter denen das Land nach seiner Wende zu leiden hat. [...] Diese Eindrücke haben uns sehr bewegt und nicht wieder losgelassen. In der Überzeugung, dass die große Unwissenheit weiter Bevölkerungskreise im Westen überwunden werden muss, und von dem Wunsch beseelt, die Menschen aus beiden Ländern und ihre Kultur einander nahe zu bringen, entstand alsbald aus dieser Reisegruppe ein Vorbereitungsteam für die Gründung einer Gesellschaft, die sich dem Ziel der Anbahnung und Förderung von kulturellen, wissenschaftlichen, politischen und humanitären Beziehungen zwischen Menschen, die in Deutschland oder Rumänien leben, gleich welcher ethnischen oder religiösen Herkunft sie auch sein mögen, verschrieb.“

Am 17. Februar 1992 fand die sehr gut besuchte Gründungsversammlung der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) statt, die unter der Leitung ihres – leider 2002 zu früh verstorbenen – Präsidenten Herbert Siebold rege Aktivitäten entwickelte: Insbesondere Studienreisen, Diskussionsveranstaltungen, Jugend- und Schüleraustausch, ein Projekt zur Ausbildung rumänischer Handwerker in Berlin, eine Reihe von Aktivitäten in Klausenburg/Cluj-Napoca und ab 1998 die Herausgabe der *Deutsch-Rumänischen Hefte* standen auf dem Programm. Bereits ein Jahr nach Gründung zählte die DRG über 60 Mitglieder.

Die vom Vorstand unserer Gesellschaft unter Leitung von Herbert Siebold in den ersten zehn Jahren vorgenommenen Weichenstellungen haben sich bis jetzt bewährt. Es kam unter den folgenden Präsidenten Prof. Dr. Axel Azola (2003-2004) und Dr. Gerhard Köpernik (seit 2005) zu keinen wesentlichen Änderungen im Selbstverständnis der Gesellschaft. Die wichtigsten Ziele bestehen nach wie vor darin, die kulturellen, wissenschaftlichen, politischen und humanitären Beziehungen zwischen den

Menschen in Rumänien und Deutschland zu fördern - unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit - sowie die deutsche Öffentlichkeit über die rumänische Kultur und Geschichte sowie über gesellschaftliche und politische Entwicklungen in Rumänien zu unterrichten.

Vorweg: Auch wenn der 20. Geburtstag ein Grund zum Feiern ist, soll nicht verschwiegen werden, dass der Vorstand unserer Gesellschaft auch ein paar Sorgen hat. Die Zahl der Mitglieder nimmt ab, nicht zuletzt weil die Gründergeneration gealtert ist, und die Bereitschaft junger Leute, sich an Vereine zu binden, nachlässt. Mit rund 90 Mitgliedern und einem Vorstand, der engagiert arbeitet, ist aber gewährleistet, dass die DRG auch in Zukunft ihre Ziele tatkräftig verfolgen wird. Allerdings wird der Vorstand sein besonderes Augenmerk auf die Mitgliederwerbung richten.

Reisen bildet, sagt man. Reisen bindet, könnte man zusätzlich im Fall Rumäniens sagen. Wer dieses Land bereist, ist – wie schon die oben erwähnten Reisenden im Jahr 1991 – bewegt von der Schönheit der Natur, den kulturellen Schätzen und der Herzlichkeit der Menschen. Unsere Gesellschaft hat deshalb unter der Regie des Vorstandsmitglieds Christof Kaiser in den letzten Jahren die Tradition der Studienreisen fortgesetzt. 2005 führte die Reise durch das nördliche Rumänien, 2007 durch Siebenbürgen und 2010 ins Banat.

Einen Schwerpunkt unserer Aktivitäten bilden die Veranstaltungen, in denen Kultur, Geschichte, Politik und Gesellschaft Rumäniens den Deutschen näher gebracht werden soll. Dazu dienen vor allem Vorträge und Diskussionen im Rahmen des sog. Jour Fixe, der inzwischen – etwas flexibel gehandhabt – in der Regel einmal im Monat stattfindet. Die Vorstandsmitglieder Hermine-Sofia Untch und (seit 2009) Marianne Theil haben dafür immer wieder renommierte Fachleute gewonnen. Andere Vorstandsmitglieder wie unsere Schriftführerin Mona Vintilă und die ehemalige Vizepräsidentin Janna Jähmig haben ebenfalls Veranstaltungen initiiert, z. B. im Jahr 2007 eine Tagung in der damaligen Kulturhauptstadt Europas Hermannstadt/Sibiu oder auch Buchvorstellungen. An dieser Stelle ist der Rumänischen Botschaft und dem Rumänischen Kulturinstitut für ihre Kooperationsbereitschaft zu danken. Bei Veranstaltungen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft zu Siebenbürgen haben wir zudem gelegentlich auch mit dieser Gesellschaft erfolgreich zusammengearbeitet.

2010 und 2011 wurde jeweils ein Schüleraustausch organisiert: von Dr. Ioana Scherf mit dem George-Coșbuc-Kolleg in Bukarest und von Hermine-Sofia Untch mit dem George-Coșbuc-Kolleg in Klausenburg. Jährlich vergibt unsere Gesellschaft an drei hervorragende und zugleich

bedürftige Schülerinnen und Schüler des Sigismund-Todiță-Musiklyzeums Klausenburg Stipendien in Höhe von jeweils 300 Euro, um den Stipendiaten die Pflege und Reparatur ihrer Instrumente oder die Teilnahme an auswärtigen Musikwettbewerben zu erleichtern. Unser Mitglied Hanja Van Dyck hat 2011 ein Projekt zur Nachhaltigkeit am Lucian-Blaga-Lyzeum in Klausenburg auf die Beine gestellt.

Die halbjährliche Herausgabe der *Deutsch-Rumänischen Hefte* (DRH) wurde seit 1998 ohne Unterbrechung fortgesetzt. Gründer und erster Chefredakteur war Alexander Roth, ihm folgten Rechtsanwalt Axel Bormann, Prof. Dr. Larisa Schippel und 2011 Dr. Josef Sallanz. Die älteren Ausgaben der DRH können auch auf der Website der Gesellschaft abgerufen werden (www.deruge.org, Onlinehefte), die übrigens von unserem Vorstandsmitglied Elisabeth Packi sorgfältig gepflegt wird.

Die Vorstandsmitglieder arbeiten ehrenamtlich, aus den Mitgliedsbeiträgen werden die Aufwendungen für Veranstaltungen und Projekte unserer Gesellschaft gedeckt. Unser Schatzmeister Wilfried Lohre hat seit 1993 die Finanzen in Ordnung gehalten, so dass die DRG keine Schulden hat.



Der Gründungspräsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft Herbert Siebold (4.v.l.) mit den Teilnehmern der III. DRG-Studienreise, die im August 1998 durch das Banat und Siebenbürgen führte. Foto: Archiv Wilfried Lohre

Schließlich danken wir unseren Beiratsmitgliedern für ihren Rat und ihre auch praktische Unterstützung mit eigenen Vorträgen und der Mitwirkung in Diskussionsveranstaltungen.

Wie geht es weiter? Für viele Deutsche ist Rumänien nach wie vor *terra incognita*. Ihre spärlichen Kenntnisse über dieses Land beziehen sie aus einseitigen Berichten der Boulevardpresse. Aufklärung tut not. Das mehr als schiefe Bild, das manche Deutsche von Rumänien haben, durch Informations- und Kulturveranstaltungen zu korrigieren, wird weiterhin ein wichtiges Anliegen unserer Gesellschaft sein. Wir werden uns Gedanken machen müssen, wie wir damit stärker als bisher über den Kreis der Rumänienfreunde hinaus wirken können. Schön wäre auch, wenn es uns gelänge, bei vielen jungen Leuten Interesse für Rumänien zu wecken. Es reicht ja nicht, dass Rumänien seit 2007 EU-Mitglied ist, gegenseitiges Verständnis und Respekt voreinander sind im „Haus Europa“ für das Zusammenleben nötig.

Dr. Gerhard Köpernik ist seit 2005 der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.



Der am 28. Oktober 2011 gewählte DRG-Vorstand (v.l.n.r.): Mona Vintilă, Janna Jähmig, Christof Kaiser, Elisabeth Packi, Marianne Theil, Dr. Gerhard Köpernik, Hermine-Sofia Untch, Wilfried Lohre. Foto: Josef Sallanz

Pionierleistung im rumänisch-deutschen Literaturaustausch

Von Walter Engel

Gewiss war es kein Zufall, dass die erste deutschsprachige Monatsschrift der Rumänen, die sich vor allem an Leser im deutschen Sprachraum wandte, von einer herausragenden Persönlichkeit der Banater Rumänen, dem Journalisten und Politiker Corneliu Diaconovich (Diaconovici, 1859-1923) gegründet und herausgegeben wurde. Hatte doch diese Region, nicht zuletzt dank der Einwanderung deutscher Siedler im 18. Jahrhundert, eine deutliche West-Orientierung. Die kulturelle Bindung an den deutschen Sprachraum hatte Bestand, selbst in den schwierigen Jahrzehnten des Magyarisierungsdrucks nach dem Ausgleich von 1867, als die kulturelle Identität der nichtungarischen Bevölkerungsgruppen gefährdet war. Die ethnische Vielfalt des Banats bewirkte, dass ein großer Teil der Bevölkerung mehrsprachig war. Außerdem war es keine Seltenheit, dass Rumänen - nicht nur aus dem Banat und aus Siebenbürgen, auch aus dem Altreich - in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Wien oder in Berlin studierten.

Gründung der Zeitschrift. Politischer Kontext und Existenzfragen

Die Rumänen des Banats und Siebenbürgens verstärkten gegen Ende des 19. Jahrhunderts – nicht zuletzt unter dem Eindruck des erfolgreich geführten Unabhängigkeitskrieges 1877/78 jenseits der Karpaten – ihren Widerstand gegen die Nationalitätenpolitik der Budapester Regierung, die ihnen politische Rechte vorenthielt. Sie bekundeten ihre Zugehörigkeit durch Sprache und Kultur zu ihren „Brüdern und Schwestern“ im Altreich, d.h. im noch jungen Königreich Rumänien. Verbunden mit der Nationalitätenfrage forderten sie vor allem Reformen in der Schulpolitik, im Rechtswesen und in der Wahlgesetzgebung, Bereiche, die für ihre kulturelle Identität und ihre Beteiligung am öffentlichen Leben von entscheidender Bedeutung waren. Ihren Forderungen wollten sie durch die Gründung politischer Parteien und durch eine eigene Presse Nachdruck verleihen. In diesem Kontext brachte der in Bokschan/Bocșa Montană geborene Journalist, Jurist und Politiker Corneliu Diaconovich die Zeitschrift *Romänische Revue* (RR) heraus, deren erste Ausgabe im Juli 1885 in Budapest erschien. Sie sollte aus wirtschaftlichen und politischen Gründen, auch bedingt durch anderweitige Aktivitäten des Herausgebers, ihren Erscheinungsort wiederholt wechseln: Budapest, Reschitza/Reșița, Wien, Hermannstadt/Sibiu, Temeswar/Timișoara.

Beim Wechsel von Wien nach Hermannstadt 1893 benannte Diaconovich seine Zeitschrift um in *Romänische Jahrbücher* (RJ). Unter diesem Titel erschien dann auch der letzte Jahrgang in Temeswar (1894). Die *Revue* verstand sich als Organ der „Romänischen Nationalpartei“. Im „Rückblick auf das Jahr 1888“ berichtet die Zeitschrift, dass die Nationalpartei vier Organe habe: die

beiden siebenbürgischen Tagesblätter *Tribuna* und *Gazeta Transilvaniei*, dann den *Luminătorul* und die *Romänische Revue*. „Mit Ausnahme des *Luminătorul* haben alle anderen im Jahre 1888 einen Presseprozess gehabt und einen Redacteur ins Staatsgefängnis schicken müssen“, heißt es in der *Revue*. Über die Auflage der Zeitschrift schrieb Diaconovich an den Banater Politiker und Gelehrten Vincențiu Babeș, der sein Vorbild und Förderer war: „Waren gewöhnlich 800 Ex. (bei wichtigen Anlässen 1000) gedruckt, von welchen circa 300 an Abonnenten, 400 gratis ins Ausland, circa 100 bleiben am Lager ...“

Eine Mitteilung „An die Leser“ Ende 1890 informiert über eine „außergewöhnlich starke Vermehrung der zur Information der maßgebenden Kreise des In- und Auslands gratis versendeten Exemplare, deren Anzahl heute die unserer Abonnenten um das Dreifache übersteigt“.

Der Herausgeber war finanziell auf die Unterstützung seiner politischen Weggefährten und Freunde angewiesen und erhielt auch eine „Subvention“ von der rumänischen Regierung in Bukarest. Dies dürfte ein eindeutiger Hinweis darauf sein, dass der *Revue* aus der Sicht politisch führender Kreise des Altreichs eine wichtige Rolle zukam als Vermittlungsorgan zwischen allen von Rumänen bewohnten Gebieten und dem europäischen Ausland.

Der Herausgeber. Programmatische Schwerpunkte

Dr. Corneliu Diaconovich war Herausgeber und Redakteur in Personalunion. Nur vorübergehend hatte er redaktionelle Hilfe. Er entstammte einer alteingesessenen Banater rumänischen Familie, aus der auch der bekannte Pädagoge Constantin Diaconovici-Loga hervorgegangen war. Diaconovich besuchte die Volksschule in Wien und Reschitza, die Mittelschule in Lugosch/Lugoj, Carei und Temeswar, studierte sodann Jura in Großwardein/Orașul und in Budapest. An der Budapester Universität promovierte er 1883 zum Doktor der Rechte. Aurel Cosma weist in seiner Pressegeschichte darauf hin, dass Diaconovich schon während seiner provisorischen Rechtspraxis in Lugosch in den Jahren 1880 bis 1883 in rumänischen, deutschen und ungarischen Blättern publizierte und reges Interesse zeigte für das öffentliche Leben der Rumänen des Banats, in dem er über Jahrzehnte als Politiker und Publizist eine wichtige Rolle spielen sollte. Neben der *Romänischen Revue* war die Gesamtdirektion und Herausgabe der *Enciclopedia română*, der ersten rumänischen Enzyklopedie (Hermannstadt bei W. Kraft 1898-1904) seine bedeutendste Leistung.

Mit seinen politischen Freunden hat Corneliu Diaconovich die *Romänische Revue* als Sprachrohr der Rumänen für das Ausland gegründet. Er vermerkt die günstige Aufnahme seiner Publikation in der Auslandspresse: „Nicht minder erfreulich ist das lebhaftere Interesse, welches das

Ausland, namentlich Deutschland, dieser Zeitschrift entgegenbringt.“

Diaconovich weist in diesem Zusammenhang auf eine Nachricht in der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* vom 15. August 1886 hin: „Sie (die *Romänische Revue*, Anm. W. E.) gibt uns aus unmittelbarer Quelle Aufschlüsse über die literarischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Rumänen in Ungarn, als auch im Königreich Rumänien.“ Die Zeitung hebt hervor, dass „das rumänische Volkslied, das Märchen, die Dorfgeschichte [...] vortrefflich ins Deutsche umgedichtet worden“ seien. „Und überhaupt haben sich für die aufblühende rumänische Literatur gute deutsche Übersetzer gefunden, so dass mehrere Hefte der *Revue* schon ein reiches 'Repertorium' der rumänischen Literatur in Deutschland haben bringen können.“

Damit sind die Schwerpunkte in der Programmatik der Zeitschrift beschrieben. Sie nannte sich im Untertitel „politisch-literarische Monatschrift“. Die bis zu vierundsechzig Seiten umfassenden Ausgaben erhielten ihr einheitliches Gepräge und ihre programmatische Kontinuität durch eine militante Haltung in der nationalen Frage. Den Bereichen des politischen und geistigen Lebens entsprechend war die *Revue* gegliedert und bediente sich verschiedener publizistischer Genres. Das politische Pamphlet und der aktuelle politische Bericht waren ebenso präsent wie der Kommentar und groß angelegte Dokumentationen, wie z.B. zur Lage der Rumänen im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Donaumonarchie. Dazu gehörte die umfassende Information und Kommentierung der „Memorandum“-Bewegung 1892-1894, mit der die Rumänen Siebenbürgens und des Banats ihre Gleichberechtigung mit den anderen Nationalitäten der Donaumonarchie forderte.

Früher Beitrag zum deutsch-rumänischen Literatur- austausch

Neben der Bekanntmachung aktueller Fragen der Nationalitätenpolitik war die Popularisierung rumänischer

Kultur und Literatur im deutschen Sprachraum die wichtigste Zielsetzung der *Romänischen Revue*. Sie veröffentlichte konsequent Übersetzungen aus der rumänischen Volksdichtung und aus der damals aktuellen rumänischen Literatur. So standen neben der „Miorița“,

dem rumänischen Volksepos, Erstübersetzungen von Werken der heute als Klassiker bezeichneten Dichter Vasilie Alecsandri und Mihai Eminescu, zu deren Lebzeiten die Zeitschrift erschienen ist. Aber auch über die deutsche Literatur, die in rumänischen Übersetzungen herauskam, informierte die Zeitschrift regelmäßig und umfassend.

Eine herausragende Leistung in der Vermittlung rumänischer Literatur in deutschen Übertragungen erbrachte der in Reschitza geborene Schriftsteller und Übersetzer Vinzenz Ludwig Fischer (1845-1890). Fischer ist als Übersetzer, Herausgeber und Schriftsteller hervorgetreten. Von seinen Publikationen seien in unserem Zusammenhang erwähnt: „Schrifttum der Rumänen“ (1880); „Album rumänischer Dichtung“ (1880); „Gruis-Sänger. Übersetzungen aus dem Rumänischen“ (1883). Für seine Übersetzungen rumänischer Gedichte wurde Fischer 1888 von König Carol I. von Rumänien mit der Goldenen Medaille für Kunst und Literatur ausgezeichnet.

In seinem kommentierten bibliographischen Beitrag „Die rumänische Literatur in Deutschland. Ein Repertorium“, erfasste Ludwig Vinzenz Fischer die bis dahin erschienenen deutschen Übersetzungen aus der rumänischen Literatur. Damit lieferte er eine wertvolle Hilfestellung für die Erforschung der deutsch-rumänischen Literaturbeziehungen.

Den Anfang des deutsch-rumänischen Literaturaus-tauschs markierten die aus Württemberg stammenden Brüder Arthur und Albert Schott mit der Sammlung „Walachische Märchen“. Arthur Schott hat während seines Aufenthalts im Banat (1836-1841) rumänische Märchen und Volkserzählungen in der Gegend um Orawitz/Oravița aufgezeichnet und sie gemeinsam mit seinem Bruder Albert 1845 im renommierten Verlag Cotta Stuttgart und Tübingen herausgegeben. Im Nachwort der Bukarester Neuausgabe von 1976, herausgegeben von Rolf Wilh. Brednich und Ion Taloș, heißt es: „Es ist zu bedenken, dass diese Märchensammlung ja im Ausland erschien und dort zum ersten Mal in größerem Umfang Zeugnisse aus der rumänischen Volksdichtung bekannt machte“.

Darauf hatte schon L. V. Fischer in seinem „Repertorium“ hingewiesen, in dem er die Pionierleistung der Brüder Schott würdigte. Zu den frühen Vermittlern rumänischer Literatur in deutscher Übersetzung zählten außerdem die Siebenbürger Johann Karl Schuller mit dem Band „Aus der Walachei“ (1852) und Samuel Möckesch, der „Rumänische Dichtungen für Deutsche“ (1851) übersetzt und herausgegeben hat. Nach Fischers Kommentar hat Möckesch die erste zweisprachige, also rumänisch-deutsche Volksliedausgabe besorgt. Diese Übersetzungen, so der namhafte Banater Dichter, Kulturhistoriker und Essayist Hans Diplich, „verdanken ihr Entstehen der durch



Herausgeber

Dr. Jur. CORNELIUS DIACONOVICH,

III. JAHRGANG,

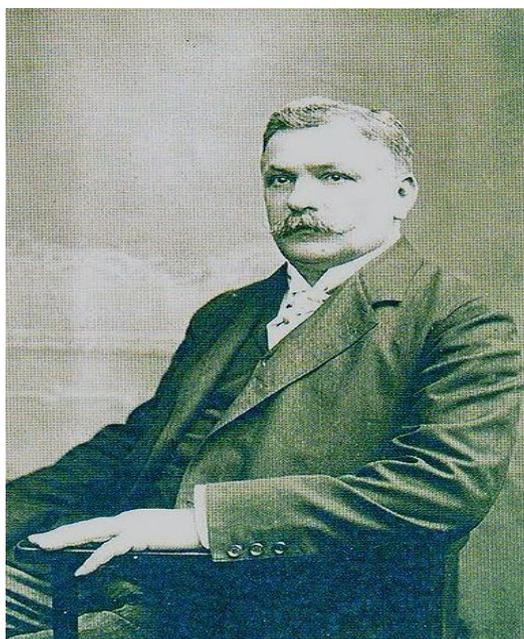
1887.

RESICZA.

Goethe und J. Grimm in Fluss gebrachten Übersetzertätigkeit, hatten aber wohl nur lokales Interesse zu wecken vermocht“.

Weiterreichende Wirkung im deutschen Sprachraum ging erst von Wilhelm von Kotzebue, einem Sohn des produktiven Dramatikers August von Kotzebue aus. Das Erscheinen des Bandes „Rumänische Volkspoesie, gesammelt und geordnet von B. Alecsandri, deutsch von W. Kotzebue“ (Berlin 1857) gilt als bedeutsames Moment in der Literaturvermittlung zwischen den Rumänen und Deutschen. Zum Durchbruch in diesem Austauschprozess trug die *Revue* wesentlich bei, indem sie die – übrigens auch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen – rumänischen Volksliedersammlungen sowie rumänische Volksmärchen bekannt machte durch zum Teil redaktionseigene Übertragungen und Informationen. Außer den Übersetzern aus dem Banat, Siebenbürgen und dem Altreich – allen voran Ludwig Vinzenz Fischer, dann Mite Kremnitz, Carmen Sylva, Emil Grigorovitz (Grigorovici), Melchior Hârsu, Petre Broșteanu u.a. – übertrugen für die *Revue* auch Romanisten aus dem deutschen Sprachraum.

Wie weit die Mittlerrolle der Zeitschrift reichte, zeigt das Beispiel Wilhelm Rudow. Er schrieb wohl die erste deutschsprachige Dissertation über das rumänische Volkslied, u.zw. über das Thema „Verslehre und Stil der rumänischen Volkslieder“, die er an der Friedrich-Universität Halle-Wittenberg 1886 mit Erfolg vorlegte. Rudow war Mitarbeiter der *Revue*, vorübergehend auch ihr Redakteur. Aufsehen erregte seine „Geschichte des rumänischen Schrifttums bis zur Gegenwart“ (Wernigerode 1892). Mit diesem Buch sei es gelungen, „eine in der deutschen Literatur über die Rumänen oft empfundene Lücke auszufüllen und dem deutschen Leser einen Einblick in das rumänische Schrifttum zugänglich zu machen“, kommentierte die *Revue*, die für Rudows Werk allerdings nicht nur Lobesworte fand.



Corneliu Diaconovich (Diaconovici, 1859-1923).
Foto: wikimedia.org

Eine bessere Kritik bekam Karl Schrattenthals Publikation „Die rumänische Literatur und Vasile Alecsandri“, das 1888 bereits in zweiter Auflage erschienen war. Karl Schrattenthal (eigentlich Karl Weiss, 1846-1938) lebte längere Zeit in Pressburg/Bratislava und veröffentlichte literaturhistorische Beiträge auch in der Temeswarer Zeitschrift *Von der Heide* (1909-19; 1922-1927).

Die *Revue* hat sich in ihren zehn Jahrgängen mit konsequenter Beharrlichkeit für die Wahrnehmung der damaligen rumänischen Gegenwartsliteratur im literarischen Leben des deutschen Sprachraums eingesetzt. Die deutschen Übertragungen aus den bis heute literaturhistorisch relevanten Werken von Vasile Alecsandri, Mihai Eminescu, Dimitrie Bolintineanu, Ioan Slavici, Ion Luca Caragiale u.a. waren nicht selten erste fremdsprachige Varianten der betreffenden Texte, darunter auch das berühmte Gedicht „Luca-fărul“ („Der Abendstern“) des Nationaldichters Eminescu, das zuerst von Mite Kremnitz 1883 in einer Anthologie rumänischer Dichtung in deutscher Sprache publiziert worden war, dann in der Übersetzung von L. V. Fischer in der *Rumänischen Revue* (1889, Nr. 8-9) erschienen ist.

Keine Einbahnstraße

Schon in ihren ersten Ausgaben machte die Zeitschrift gleichzeitig auf die Wahrnehmung der deutschen Literatur in der rumänischen Öffentlichkeit aufmerksam. Gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Beitrags von V. L. Fischer über „Die rumänische Literatur in Deutschland“ informierte die *Revue* ausführlich über die in den ersten achtzehn Jahrgängen der führenden rumänischen Literaturzeitschrift *Convorbiri literare* (Jassy/Iași, ab 1867) in Übersetzungen publizierte deutsche Literatur. Es war durchaus Repräsentatives in rumänischer Sprache erschienen: Gedichte von Goethe und Teile seines „Faust“; von Schiller Gedichte und die Dramen „Die Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Fiesco“, „Die Jungfrau von Orleans“; fünfzig Gedichte von Heine, Texte von Lessing, Matthias Claudius, Uhland, Chamisso, Lenau, Rückert, J. Kerner, Herwegh. Von Theodor Storm ist die Novelle „Immensee“ übertragen worden. Die *Revue* wollte damit offensichtlich ihre Leserschaft im Ausland auf das große Interesse der führenden rumänischen Literaten, der angesehenen literarischen Gesellschaft *Junimea*, an der Spitze mit ihrem Mentor Titu Maiorescu, an der deutschen Klassik und Romantik hinweisen.

Übersetzungen aus der deutschen Literatur sind bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in anderen rumänischen Zeitschriften und in Buchform erschienen. Darüber berichtete die *Revue* kontinuierlich für ihre Leserschaft im Ausland.

Die *Rumänische Revue* sah ihre rumänisch-deutsche Mittlerrolle also nicht als Einbahnstraße. Vielmehr wollte sie, verankert und geprägt im Banater und siebenbürgischen Raum, eine in beide Richtungen führende Kulturbrücke sein: von Ost nach West und von West nach Ost.

Dr. Walter Engel, Germanist, lebt als Publizist und Dozent in Kaarst, Niederrhein.

Vom Gärtnerlehrling in Böhmen zum königlich rumänischen Gartendirektor Wilhelm Knechtel – ein europäisches Schicksal zwischen West und Ost

Von Erhard Knechtel

Wilhelm Knechtel, der von 1870 bis 1914 königlicher Gartendirektor in Bukarest war, hatte ein bewegtes Leben, das ihn aus seiner nordböhmischen Heimat nach Schloss Miramar bei Triest, nach Mexiko, auf die Adria - Insel Lacroma und schließlich nach Rumänien führte. Der vorliegende Artikel behandelt insbesondere das Leben und Wirken von Knechtel in Rumänien.

In Nordböhmen geboren – mit Kaiser Maximilian in Mexiko

Wilhelm Knechtel wurde 1837 in dem kleinen nordböhmischen Dorf Pihlerbaustellen bei Haida (tschechisch: Nový Bor) geboren. Nach einer Gärtnerlehre auf dem damals dem Haus Habsburg gehörenden Schloss Reichstadt/Zákupy kam er 1854 nach Prag und wurde dort Gehilfe und dann Obergehilfe im Botanischen Garten. Zugleich besuchte er botanische Vorlesungen an der Universität bei Professor Kosteletzky.

1859 trat er in die Dienste Erzherzog Ferdinand Maximilians, ein Bruder von Kaiser Franz Joseph I. Seine Aufgabe war die Gestaltung des exotischen Parks von Schloss Miramar, das an der Adriaküste unweit von Triest errichtet wurde. Fünf Jahre später wurde Erzherzog Maximilian aufgrund eines zweifelhaften Plebiszits, das von Kaiser Napoleon III. eingefädelt worden war, der neue Kaiser von Mexiko. Den jungen Knechtel nahm er auf seinem Schiff mit in die neue Welt. Über seine Beobachtungen und Erlebnisse während der Überfahrt und später in Mexiko führte Knechtel penibel Buch – wohl von vorneherein in der Absicht, die Aufzeichnungen über sein abenteuerliches und spannendes Leben später zu publizieren, was dann auch geschah.

Knechtel war in Mexiko ein enger Vertrauter des Kaisers, begleitete ihn auf Exkursionen und wurde von ihm mit der Planung des Parks von Schloss Chapultepec – vorgesehen als Herrschersitz – beauftragt. Als 1867 die Mission Maximilians mit seiner Hinrichtung tragisch endete, kehrte Knechtel auf abenteuerlichen Wegen nach Europa und in seine nordböhmische Heimat zurück.

Nachdem er sich beim Obersthofmeisteramt in Wien „zurück gemeldet“ hatte, wurde ihm unter ausdrücklicher Zustimmung von Kaiser Franz Joseph I. eine lebenslange Pension zugesprochen. Und es wurde ihm die Verwaltung der Insel Lacroma (kroatisch: Lokrum) bei Ragusa/Dubrovnik übertragen, die Habsburgischer Privatbesitz war.

Zwei Jahre später wurde die Insel verkauft und Knechtel war zunächst „arbeitslos“. Da fügte es sich, dass ihm Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, inzwischen Fürst Carol I. von Rumänien, antrag, als Gartendirektor in seine Dienst zu treten. Dankbar nahm er diese ehrenvolle Berufung an und ging nach Rumänien.

Reise nach Bukarest

Die Reise von Wien nach Bukarest dauerte zehn Tage. Knechtel reiste per Bahn, Schiff und per Diligenzen (Kutschen). In der rumänischen Hauptstadt angekommen, eilte er sofort ins Schloss, um sich Fürst Carol I. und dessen Frau Elisabeth vorzustellen. Die Fürstin war eine geborene Prinzessin zu Wied und schon damals als Schriftstellerin unter dem Namen „Carmen Sylva“ bekannt.

Es entwickelte sich ein gutes Verhältnis zu dem Herrscherpaar. Knechtel wurde bald in die „Marschalltafel“ berufen, wo er einflussreiche Persönlichkeiten kennen lernte.

Carol I. schätzte die Natur- und Botanikkenntnisse seines obersten Garten- und Parkbeauftragten und so begleitete Knechtel den späteren König auf seinen Spaziergängen und Wanderungen.

Knechtel war 86 Jahre alt, als er über seinen Aufenthalt in Rumänien seine umfangreiche Niederschrift „Meine Tätigkeit als königlich rumänischer Gartendirektor 1869 - 1914“ verfasste. Folgende Ausführungen stützen sich auf diese Aufzeichnungen sowie zahlreiche weitere Informationen, Briefwechsel, Dokumente, etwa die Urkunde über die Verleihung der rumänischen Staatsbürgerschaft, die an Wilhelm Knechtel verliehenen zahlreichen Orden und Auszeichnungen, mündliche Berichte seiner beiden inzwischen verstorbenen Enkelkinder sowie Recherchen im Hof- und Staatsarchiv in Wien.

Das Wirken als Gartendirektor

Als Knechtel Anfang 1870 in Bukarest eintraf, stand Rumänien noch unter osmanischer Oberherrschaft. Mit rund 100.000 Einwohnern war Bukarest eine für die damalige Zeit große Stadt. Neben mehreren repräsentativen Gebäuden gab es Parks, meist neben den Palästen der Bojaren gelegen, dazu Parks und Gärten bei den vielen Klosteranlagen. So galt damals Bukarest als eine Stadt im Grünen. Knechtels Aufgabe bestand nun in der Neuordnung des Stadtbildes bezüglich der Grünanlagen.

Seine erste Aufgabe war die Neugestaltung des *Parks von Cotroceni*. Einst eine Klosteranlage, etwa sechs Kilometer außerhalb des Stadtkerns, sollte es Residenz des Fürsten und späteren Königs werden. Zunächst mussten die gefährlichen Sümpfe neben dem Schloss trocken gelegt werden. Dort holte sich auch Knechtel ein lang anhaltendes Malaria-Fieber. Nach seinen Plänen wurden neue Terrassen geschaffen, das Gelände auf etwa 20 Hektar ausgeweitet und zahllose Bäume gepflanzt. Ziel war eine repräsentative Zufahrt zu dem Schloss aus dem Zentrum der Stadt heraus. In seinen „Aufzeichnungen“ werden diese Arbeiten ausführlich beschrieben. Ein

Problem ergab sich daraus, dass das zum Begießen der neuen Anlagen notwendige Wasser fehlte. Dem wurde durch die Wiederherstellung eines alten, 14 Meter tiefen Brunnens abgeholfen. Knechtel erwähnt, dass Bukarest damals kein anderes Wasser besaß als das aus dem Fluss Dâmbovița. Die Bevölkerung wurde durch eine Corporation von Wasserführern, die das Wasser in Fässern auf zweirädrigen Wagen, von Pferden gezogen, in die Häuser transportierten. Das Wasser war jedoch lehmig und musste erst mit Alaun gereinigt werden.

Eine weitere Aufgabe war der Bau eines *Grabmals für die Prinzessin Maria*, das einzige Kind des Fürstenpaares. Das Mädchen starb 1874, erst dreieinhalb Jahre alt an „Influenza“. Auf Wunsch der Fürstin wurde nahe Cotroceni eine Grabanlage mit einer Kapelle errichtet, umgeben von einem kleinen Garten. Als 1916 die Prinzessin Maria exhumiert und nach Curtea de Argeș in die Königsgruft überführt wurde, gab man auch das Grabmal auf – das Gelände wurde in den Park integriert.

Ausführlich berichtet Knechtel über den Bau des *Botanischen Gartens*, nahe von Schloss Cotroceni, für den neue Terrassen geschaffen werden mussten. Für diese Arbeiten wurden türkische Kriegsgefangene eingesetzt.

Eine große Aufgabe war die Verbreiterung und Verschönerung der langen *Kisseleff-Chaussee*. Etliche Häuser mussten dazu enteignet werden. Durch eine üppige Randbepflanzung mit vielen Bäumen und Sträuchern erweckt die Chaussee den Eindruck einer einzigen großen Parkanlage. An einer herausragenden Stelle wurde ein großer Kiosk errichtet, umgeben von zwei Springbrunnen und einem Musikpavillon.

Der im Zentrum der Stadt gelegene große *Cismigiu-Park* lag Knechtel sehr am Herzen. Zwar bestand der Park schon vor seiner Ankunft in Bukarest, doch sorgte er mit Eifer für seine Pflege und weiteren Ausbau, zumal der König es liebte, in diesem Park zu lustwandeln, so lange der Park um das Stadtschloss noch nicht vollendet war. Knechtel entwarf auch die eisernen Gitter von zwei Eingangstoren.



Wilhelm Knechtel (1837–1924).
Foto: Archiv Erhard Knechtel

Die Gestaltung des *Palais-Gartens* im Zentrum der Stadt war keine leichte Aufgabe. Der Garten lag neben dem Palais, das einst einer Bojarenfamilie gehört hatte. Als Carol es bei seiner Ankunft erblickte, hatte er ungläubig gefragt, ob dies wirklich das fürstliche Palais sei. So entsprach auch der kleine Park neben dem Palais nicht seinen Vorstellungen. Knechtel sorgte für Vergrößerung und Verschönerung des Gartens. Mehrere Häuser, zum Teil von Carol aus eigenen Mitteln aufgekauft, wurden abgerissen.

Zu den herausragendsten Leistungen von Knechtel als Landschaftsarchitekt und Gärtner gehört seine Mitwirkung am Bau von *Schloss Pelesch/Peleş* und seines großen Parks, nahe Sinaia am Südhang der Karpaten. Bei einem Aufenthalt im Kloster Sinaia hatte dem Fürsten und seiner Frau die walddreiche Gegend so gut gefallen, dass sie beschlossen, sich hier eine Sommerresidenz errichten zu lassen. Carol war auf Anraten seiner Ärzte nach Sinaia gekommen. Er erhoffte sich dort Linderung seines Leidens an Malariafieber, das er sich in der sumpfigen Umgebung des Stadtschlusses in Bukarest zugezogen hatte. Solange das Schloss nicht fertig war, wohnte das Fürstenpaar in den Sommermonaten in Mönchszellen des Klosters in Sinaia. Es galt nun einen geeigneten Platz für das Schloss zu finden. Mit der Suche wurde Knechtel zusammen mit dem Finanzrat Abegg beauftragt. Nach langem Erkunden fanden sie ein großes Terrain westlich von Sinaia. Im August 1875 erfolgte die Grundsteinlegung. Der russisch – türkische Krieg erzwang eine Baupause, so dass das Schloss erst 1883 fertig gestellt werden konnte. Erst dann wurde nach Knechtels Plänen mit der Anlage des riesigen Parks begonnen. Es waren immense Vermessungsarbeiten und Erdbewegungen erforderlich, die er in seinen Aufzeichnungen ausführlich beschreibt.

Auch nach der Fertigstellung von Schloss und Park hielt er sich dort noch oft auf und wanderte oft und gerne mit dem König durch die Wälder. Besonders erwähnt sei ein Empfang des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Frau, der Fürstin Sophie von Hohenberg. Knechtel war Gast an der Festtafel und kam mit Franz Ferdinand ins Gespräch, aber auch mit seiner Frau, die ihn zu einem Besuch auf Schloss Konopischt/Konpiště bei Prag einlud. Daraus wurde nichts, denn fünf Jahre später wurden beide das Opfer des Attentats von Sarajevo, das bekanntlich den Ersten Weltkrieg auslöste. In Sinaia erwarb Knechtel eine Villa, in der seine Familie die Sommermonate verbrachte und die später von seinem Sohn Wilhelm Carol bewohnt wurde.

Die letzte große Arbeit Knechtels in Bukarest war der *Parc Carol*. Er entstand auf dem Gelände der großen Nationalausstellung, die 1906 eröffnet wurde. Als diese 1907 endete, wurden viele Ausstellungspavillons abgetragen, und Knechtel bekam den Auftrag, das Gelände zu einem großen Erholungspark umzugestalten. Erst 1914, dem Jahr, in dem er in Pension ging, waren die Arbeiten beendet.

Wilhelm Knechtels Familie und Nachkommen

Nach seiner Ankunft in Bukarest 1870 fand Knechtel zunächst eine Wohnung, später erwarb er das Haus an der *Strada Aesculap*, (dann *Strada Lueger* und heute *Strada Pictor Stahi*.) ein stattliches Gebäude mit Obergeschoss. Das Haus wurde in der kommunistischen Ära enteignet. Der Enkeltochter Lenchen wurde im Haus ihres Großvaters ein kleines Zimmer ohne eigene Küche zugewiesen, das sie bis zu ihrem Tod bewohnte. Gegenüber dem Haus befand sich das Palais des katholischen Erzbischofs, später die päpstliche Nuntiatur. Knechtel war auch mit dem 1905 zum Erzbischof ernannten Benediktinerpater Raymond Netzhammer befreundet.

Wilhelm Knechtel lebte sich schnell in der Bukarester Gesellschaft ein, nicht zuletzt wegen seines Talents für Sprachen. Schnell erlernte das Rumänische; neben seiner Muttersprache Deutsch beherrschte er auch Tschechisch, Italienisch, Spanisch und Latein.

Er trat verschiedenen Vereinen und Gesellschaften bei, so der Deutschen Liedertafel und der Numismatischen Gesellschaft, deren Gründungsmitglied er war. Die rumänische Staatsbürgerschaft wurde ihm wegen juristischer Probleme erst 1893 verliehen, während der Dienstvertrag das Datum des 1. April 1870 trägt. Knechtel war nicht dem Hofstaat, sondern dem Finanzministerium zugeordnet. Sein Wirken als Chef der öffentlichen Gärten und Parks verbunden mit seinen profunden botanischen Kenntnissen brachte ihm die Berufung als Dozent an die landwirtschaftliche Hochschule in Herăstrău ein. In Anerkennung seiner Lehrtätigkeit und seiner Forschungen auf dem Gebiet der Insektenkunde wurde er 1909 zum Professor ernannt.

1881 heiratete Knechtel die 25 Jahre jüngere Helene Diercke, die aus Brandenburg stammte. Die Trauung erfolgte in der evangelischen Kirche in Bukarest. Die Kinder wurden ebenfalls evangelisch getauft, obwohl er katholisch blieb. Der Ehe entsprossen fünf Kinder, von denen zwei früh starben.

Tochter Emmy heiratete den kroatischen Zahnarzt Dr. Teodor Marovici. Die einzige Tochter der beiden, Helene Marovici, „Lenchen“ gerufen, lebte weiter in Bukarest und arbeitete als Redakteurin einer deutschsprachigen Zeitung; sie verstarb dort 1992.

Knechtels Tochter Olga heiratete einen ungarischen Offizier, mit dem sie ebenfalls als einziges Kind eine Tochter hatte. Diese Tochter namens Nora wurde in Neusohl (slowakisch: Baňská Bystrica, ungarisch: Besztercebánya) geboren, das damals „Oberungarn“ war und jetzt in der Slowakischen Republik liegt. Sie lebte in Fünfkirchen/Pécs und später in Budapest, wo sie 1994 verstarb.

Drittes Kind von Knechtel und seiner Frau Helene war Wilhelm Carol. Wie sein Vater war er Botaniker. Er studierte an der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim bei Stuttgart, in Berlin sowie in Montpellier. Nach dem Ersten Weltkrieg erhielt er eine Berufung an die Universität Kischinew/Chişinău in Bessarabien, das

wieder zu Rumänien gehörte, heute Hauptstadt der Republik Moldau. Dort heiratete er die Rumänin Mathilde Broşteanu. Der Ehe entstammte Sohn Ekkehard Knechtel, der als Leutnant der rumänischen Gebirgsjäger bei den Kämpfen gegen die vordringende Sowjetarmee verwundet wurde und 1944 in Tulcea im Donaudelta in einem Lazarett verstarb. Nach dem Krieg zog sich Wilhelm Carol Knechtel mit seiner Frau in die Berge nach Sinaia zurück und setzte seine Forschungstätigkeit fort. Sie brachte ihm Weltruhm ein. Er wurde 1955 als achtes Mitglied in die bis heute bestehende Rumänische Akademie berufen und wird auch im Verzeichnis der lebenden und verstorbenen Mitglieder aufgeführt, wie ein Blick ins Internet (<http://www.acad.ro/bdar/armembri.php>) zeigt. Noch vor seinem Tod im Jahre 1967 wurde er für seine grundlegenden Forschungen zur Schädlingsbekämpfung mit staatlichen Orden und Medaillen ausgezeichnet.

Knechtel ging 1914 im hohen Alter von 77 Jahren in Pension, nach 44-jähriger ununterbrochener Tätigkeit als Gartendirektor. Er erfreute sich guter Gesundheit und war geistig aktiv, wovon nicht nur seine im Alter von 86 Jahren verfassten Aufzeichnungen über sein Wirken in Rumänien zeugen, sondern auch seine Schilderung eines unfreiwilligen Aufenthalts in Ungarn 1918/19, die mit klarer Hand in ein Notizbuch eingetragen ist.

Am 22. Oktober 1924 verstarb Wilhelm Knechtel im Alter von 87 Jahren. Die Beerdigung auf dem evangelischen Friedhof in Bukarest nahm ein katholischer Geistlicher vor. An seinem Grabe wurden seine Leistungen in zahlreichen Nachrufen gewürdigt. Hervor gehoben wurde, dass er als „Deutschböhme“ sein langes Leben jenem Land widmete, in dem zu leben ihm beschieden war. Er sei ein vorbildlicher Fürstendiener im besten Sinne des Wortes gewesen.

Von Erhard Knechtel, ein Großneffe von Wilhelm Knechtel, ist zuletzt erschienen „Wilhelm Knechtel – Von Nordböhmen über Mexiko nach Rumänien. Vom Gärtnerlehrling zum königlichen Gartendirektor in Bukarest“.



Familiengrab Diercke-Knechtel auf dem evangelischen Friedhof in Bukarest. Auf den Tafeln sind die Namen von Wilhelm, seiner Frau Helene Knechtel und den fünf Kindern aufgeführt sowie der Name der zweiten Frau von Knechtels Schwiegervater (nachdem dessen erste Frau verstorben war) Josephine Diercke, geb. Kaletzky. Foto: Archiv Erhard Knechtel

Die Umwidmung der rumänischen Orthodoxie zum kulturellen Erbe

„Wir sind [...] Rumänen, weil wir orthodox sind“

Von Nicolai Staab

Religion als kulturelles Erbe

Die rumänische Gesellschaft gehört zu jenen in Europa, in denen die Religion eine wichtige Rolle im Selbstverständnis der Titularnation einnimmt. Vor diesem Hintergrund scheint der Anteil der Religionslosen mit weniger als 0,3% an der Gesamtbevölkerung für ein modernes Land erstaunlich gering. Deshalb stellt sich die Frage, ob die soziologische These von der Entkoppelung der Religiosität von kirchlichen und anderen institutionellen Formen in der modernen Gesellschaft haltbar ist. Doch sagen Zahlen zur nominellen Religionszugehörigkeit bekanntlich nichts über den Grad der Religiosität aus. Als Erklärung für den hohen Anteil an Bekenntnissen zu den etablierten Religionsgemeinschaften in Rumänien könnte die Patrimonialisierung von Religion dienen. Das bedeutet, das religiöse System wird umgewidmet zum kulturellen Erbe einer Gesellschaft und erhält dadurch eine identitätsstiftende Funktion. Um diese zu erfüllen, ist zwar noch ein offenes Bekenntnis zur betreffenden Religion notwendig, nicht aber mehr die Praxis oder der Glaube an deren Lehre.

Das Autostereotyp der „Orthodoxen Rumänen“

In den *Deutsch-Rumänischen Heften* 1/2011 berichtete Claudia Salden über „Rumänien und seine Stereotype in der Presse“. Gemäß der von Salden angewandten Terminologie der Stereotypenforschung wurden die Leser über gängige Fremdstereotype informiert. Wie der Begriff „Fremdstereotype“ schon impliziert, lassen sich Stereotype nicht allein in Bezug auf das Kollektiv (Nation, Berufsgruppe, etc.) unterscheiden, auf das sie sich beziehen. Auch die Perspektive kann eine andere sein. In seinem 2003 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Geschichte und Mythos“ gibt der Historiker Lucian Boia einen faszinierenden Überblick über die Autostereotype, die rumänische Intellektuelle und Geistliche über die Jahrhunderte entwickelten und in die Diskurse einbrachten. Dabei müssen Autostereotype nicht unbedingt eigene Erfindungen der Autoren aus der Bezugsnation sein. Sie können durchaus aus der Übernahme von Fremdstereotypen aus fremdsprachigen Publikationen resultieren oder sich sogar aus deren Kultivierung heraus fortpflanzen und intensivieren. Wie das übernommene Stereotyp der „Armut und Rückständigkeit“ dem nationalen Selbstwertgefühl ganzer rumänischer Intellektuellengenerationen übel mitspielte, stellt Boia sehr plastisch dar.

Doch gibt es auch Autostereotype, die zu einem positiven Selbstbild einer Nation beitragen können. In Bezug auf die rumänische Nation spielt die Zugehörigkeit zur orthodoxen Konfession bzw. zum Byzantinischen Ritus eine wichtige Rolle. In der Volkszählung von 2002 bekannten sich 86,8% der gut 18 Millionen Einwohner Rumäniens als „orthodox“. Die *Orthodoxie*, wörtlich übersetzt die *rechte Lehre* und die damit einhergehenden Praktiken

und Denkweisen sind es, die nach Meinung rumänischer Autoren wie Dumitru Stăniloae (1903–1993) dazu beiträgt, dass sich die rumänische Nation gegen andere Nationen positiv abhebe. Als „Alteritätspartner“, wie die Vergleichsnationen genannt werden können, werden nicht nur solche herangezogen, die überwiegend nichtchristlich sind oder eine andere konfessionelle Ausrichtung haben. Es kann sich sogar um nominell überwiegend orthodoxe Nationen, wie die russische handeln. Diese werden dann als „von ihrer Tradition abgekommen“ negativ bewertet. Beim Gespräch mit gebildeten und gläubigen orthodoxen Rumänen über ihre Nation spielt auch noch heute immer wieder die historisch gewachsene Verbindung zwischen der rumänischen Nation und ihrer Religion bzw. ihrer orthodoxen Kirche eine wichtige Rolle.

Auffallend ist die nach 1989 in die Höhe geschossene Zahl an Wiederauflagen von Publikationen, die das Stereotyp der „Orthodoxen Rumänen“ pflegen. Ein großer Teil dieser Arbeiten stammt aus der Feder sogenannter „orthodoxistischer“ Autoren wie Nae Ionescu (1890–1940). Der Herausgeber der auflagenstarken Tageszeitung *Cuvântul (Das Wort)* war über seine Nation der Meinung: „Wir sind [...] orthodox, weil wir Rumänen sind, und sind Rumänen, weil wir orthodox sind“. So ist es nicht verwunderlich, dass nach der Meinung von Experten die Zwischenkriegszeit die Periode darstellt, in der der Diskurs um die nationale Identität der Rumänen besonders lebendig und facettenreich geführt wurde und daher für das nationale Selbstbild prägend war. Gleichzeitig gilt diese Zeit als Hochphase des rumänischen Orthodoxismus.

Orthodoxismus

Der Orthodoxismus stellt kein rein rumänisches Phänomen dar. Man findet ihn in verschiedenen Ländern mit orthodoxen Bevölkerungsteilen und in verschiedenen Ausformungen. Das Wort *Orthodoxismus* gilt als Ableitung des russischen Begriffs *pravoslavnitshanie*, der vor allem durch Vladimir Solovev geprägt wurde. Der russische Philosoph verwendete den Begriff, um den christlich-orthodoxen Slawophilismus von der Mainstream-Orthodoxie zu unterscheiden. Er enthält gewisse reformerische Elemente, die jedoch aus orthodoxistischer Sicht nicht als Neuerungen verstanden werden. Im Gegenteil: sie beinhalten häufig die Forderung nach Rückkehr zu originären Werten und Strukturen sowie die Ablehnung moderner Geisteshaltungen wie Rationalismus, Positivismus und Individualismus. Dabei beschränkt sich die Denkrichtung des Orthodoxismus keineswegs auf den im engeren Sinne religiösen oder innerkirchlichen Bereich. Sie beinhaltet die Vorstellung eines, sowohl faktisch als auch normativ, wegweisenden Einflusses der Orthodoxie auf verschiedene weltliche Bereiche wie Kunst, Politik und Wissenschaft.

Im Rumänien der Zwischenkriegszeit ging der Orthodoxismus im Kreise einiger Intellektueller eine Verbindung mit dem rumänischen Nationalismus ein. Vor diesem Hintergrund lassen sich die zahlreichen Veröffentlichungen erklären, die der bekannte orthodoxe Theologe Dumitru Stăniloae seit den 30-er Jahren zum Diskurs um die nationale Identität der Rumänen beisteuerte. Schon in jungen Jahren veröffentlichte der Theologe Aufsätze und Artikel, die das Stereotyp der „Orthodoxen Rumänen“ unterstützten und theologisch zu fundieren versuchten. Ein großer Teil davon erschien in der offiziellen Zeitschrift der Rumänischen Orthodoxen Kirche in Siebenbürgen, *Telegraful român (Der rumänische Telegraph)*. In der Überzeugung, die Existenz der Nationen sei gottgewollt, verglich Stăniloae das Verhältnis des einzelnen orthodoxen Rumänen zu seiner Nation und zu Gott mit dem Verhältnis der drei Hypostasen der Göttlichen Dreieinigkeit: Gottvater, Sohn und Heiliger Geist. Die Rumänen hielt er dementsprechend für ein besonders gottverbundenes Volk, das die rechtgläubige Tradition in ausgesprochen authentischer Weise bewahrt habe und dessen tägliches Leben, Denken, Fühlen und Schaffen daher stark von ihrer Religion geprägt sei.

Auf der Grundlage des Stereotyps der „Orthodoxen Rumänen“, mit dem häufig weitere Stereotype in historisierender oder psychologisierender Weise verknüpft werden, entwickelte der Laientheologe Nichifor Crainic (1889–1972) das Konzept für eine neue, seinem nationalen Selbstverständnis angepasste Staatsform, der sogenannten „Ethnokratie“. Sein „Programm des ethnokratischen Staates“, das einen sowohl anti-laizistischen als auch anti-judaistischen Charakter besitzt, bevorzugt die Crainics Meinung nach „wahren“ Rumänen vor den übrigen ethnischen und religiösen Minderheiten. Im Unterschied zu Nae Ionescu jedoch rechnet er auch die griechisch-katholischen Rumänen zu den bevorzugten Staatsbürgern, weil diese aufgrund der Beibehaltung des Byzantinischen Ritus trotz der administrativen Bindung an den päpstlichen Stuhl in Rom ihre Authentizität bewahrt hätten.

Zwischen theologischer Integrität und Folklore

Mit der Orthodoxie und der offiziellen kirchlichen Lehre nahm man es unterschiedlich genau. Ein prominentes



Das Kloster Curtea de Argeș auf der Rückseite der aktuellen Ein-Leu-Banknote – als Königsnekepole und Handlungsort der Legende vom Meister Manole ein mehrdimensionales Symbol für das rumänische Selbstverständnis.

Beispiel dafür ist sicher die kreative Verbindung von orthodoxer Tradition mit rumänischer Folklore bei Lucian Blaga (1895–1961). Den Lesern der *Deutsch-Rumänischen Hefte* ist sicherlich der Essay über den *mioritischen* Raum bekannt. Nach dem Vorbild der Kulturphilosophie Oswald Spenglers stellte Blaga kulturmorphologische Überlegungen zum Lebensraum der Rumänen und ihrem kulturellen Schaffen an. Auch hier wird die Orthodoxie bzw. der Byzantinische Stil als zentrales kulturelles Merkmal der Rumänen dargestellt. Zwischen den Rumänen, ihrer Religion, ihrer ganzen Kultur und rustikalen Lebensweise besteht laut Blaga eine „organische“ Verbindung. Aufgrund des Stereotyps der Naturverbundenheit des noch überwiegend auf dem Land lebenden Volkes verwendet Blaga hier den Begriff „Natur-Kirche“.

Anders als für den Priester Stăniloae war das Entscheidende an der Kirche der Rumänen für Blaga nicht der Glaube an die rechte Lehre. Blaga äußerte seine Überzeugung, dass das authentische rumänische Christentum ein „Christentum der Atmosphäre“ sei, das „fernab jeglichen Dogmas und jeglicher Kirche“ existiere. Diese Atmosphäre beinhaltet nach Blagas Theorie das *sophianische Gefühl*, das übrigens allen orthodoxen Völkern gemeinsam sei und diese von den katholischen und protestantischen unterscheidet. Es handele sich dabei um eine passive Heilserwartung, die im rituellen Kontext aufkomme. Während die anderen christlichen Konfessionen versuchten, das Transzendente entweder zum Erscheinen zu zwingen oder eine Verbindung mit ihm gar ausschließen, öffneten sich die orthodoxen Rumänen dagegen in der demütigen Erwartung, dass es zu ihnen herabsteige.

Diese Passivität und Schicksalsergebenheit der Rumänen fänden laut Blaga auch in zahlreichen Werken der rumänischen Volkskunst ihren Ausdruck, gleich ob sie christliche oder heidnische Elemente enthielten. Die titelgebende Ballade von dem Schäfchen „Miorița“ mit seinem dem Schicksal ergebenen Hirten ist nur eines der Beispiele, die Blaga heranzieht. Noch vor Erscheinen des Essay in einem Band entspann sich in der von Nichifor Crainic herausgegebenen Intellektuellenzeitschrift *Gândirea (Das Denken)* eine angeregte Diskussion um die Bedeutung der Schicksalsergebenheit und der Opferbereitschaft der Rumänen und deren Ausdruck in der Volkslyrik und -literatur. Die Legende vom Baumeister *Manole*, der um des Baus des Klosters von Curtea de Argeș Willen seine Frau und ihr ungeborenes Kind opferte, durfte in dieser Diskussion nicht fehlen.

Gegenmeinungen

Die mit der Religiosität der Rumänen in Verbindung gebrachte Opferbereitschaft wurde als Tugend in den Diskurs um die rumänische Identität eingebracht. Doch wurde die Orthodoxie seinerzeit nur als positives Merkmal ins Feld geführt? Gab es in der Zwischenkriegszeit nicht auch religionskritische Intellektuelle, die das Stereotyp der „Orthodoxen Rumänen“ ablehnten oder mit negativen Charaktereigenschaften in Verbindung brachten?

Die Gedanken mancher Leser/-innen werden nun sicher zu Emil Cioran (1911–1995) wandern. Der Philosoph

stritt zwar keineswegs ab, dass die Mehrheit der Rumänen der Orthodoxen Kirche angehöre und dass die Schicksalsergebenheit unter seiner Nation weit verbreitet sei, doch hielt er deren Religionszugehörigkeit für aufgezwungen und bezeichnete die von Blaga gerühmte Charaktereigenschaft im negativen Sinne als „Fatalismus“, gegen den etwas unternommen werden müsse. Auch hatte der Philosoph wenig für die romantisch verklärende Darstellung des rumänischen Bauern übrig, den er schlichtweg als den am meisten zu bemitleidenden in ganz Europa ansah. Zu einem erheblichen Teil hielt Cioran die Eigenschaften, welche die oben genannten Autoren als rumänische Tugenden darstellten, für Defekte und interpretierte deren Wendung ins Positive als psychologischen Reflex auf Minderwertigkeitskomplexe.

Ebenfalls auf Kritik stieß die Mehrheitsreligion der Rumänen bei dem stark westlich orientierten Sozialwissenschaftler Eugen Lovinescu (1881–1943). Während sein Kontrahent Nichifor Crainic stolz darauf war, dass die Orthodoxie als orientalisches Element gemeinsam mit der romanischen Sprache aus der rumänischen Kultur eine Synthese zwischen Ost und West kreierte habe, lehnte Lovinescu die Orthodoxie gerade aufgrund ihres orientalisierenden Einflusses ab. Unter der Duldung des Herausgebers Nichifor Crainic machte sich der Literaturkritiker Tudor Vianu (1989–1964) daran, Blagas Essay über den *mioritischen* Raum und die einfach lebenden, religiös empfindenden und in ihrer spezifischen geistigen Tradition denkenden Bauern als Effekt eines aktuellen Trends zu entlarven. Aus diesem Grund gebe es auch keinen Anlass, Forderungen wie die Crainics zum Schutz der nationalen Kultur vor ausländischen – faktisch meist westlichen – Denkweisen und Institutionen nachzukommen. Tatsächlich sei Lucian Blagas kulturmorphologische Methode ein Import, ebenso wie die kulturprotektionistische Einstellung Crainics jener der russischen Slawophilen des 19. Jahrhunderts gleiche. Diese wiederum sei eng mit deutschen Geistesströmungen verbunden, wie auch mit Hegels nationaler Idee als „eine der Formen der Manifestation des absoluten Geistes“.

Auswirkungen des Autostereotyps

Das Stereotyp der „Orthodoxen Rumänen“ und weitere damit verbundene Merkmale des nationalen Selbstbildes der Rumänen wurden also kritisch diskutiert – wenn auch zur Zwischenkriegszeit weniger im Sinne der heutigen Stereotypenforschung, sondern eher auf der Suche nach dem authentisch oder spezifisch Rumänischen. Zu fragen ist, welche Auswirkungen die politischen Umbrüche und die Kritik führender Intellektueller hatten, mit anderen Worten: wie ist es heute um dieses Stereotyp bestellt? Wer sich heutzutage in Rumänien aufmerksam umhört und umsieht, wird feststellen, dass es immer noch sehr präsent ist. Die „Miorița“-Ballade steht längst wieder auf den Lehrplänen der Schulen. Die Arbeiten von Intellektuellen wie Lucian Boia haben jedoch dazu beigetragen, dass auch nach zwei Diktaturen eine kritische Reflektion über deren Interpretationen stattfindet.

Jedoch hat das Stereotyp der „Orthodoxen Rumänen“ über alle politischen Wechsel hinweg und in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft immer wieder Anhänger gefunden, unter anderem wieder in Kreisen orthodoxer Theologen. Selbst in neueren Ausgaben der offiziellen Zeitschrift der Rumänischen Orthodoxen Kirche, *Orthodoxia* finden sich das Stereotyp und weitere affirmative Referenzen über das nationale Selbstverständnis verschiedener Autoren aus der Zwischenkriegszeit.

Doch auch rumänische Staatsmänner scheinen auf den Nutzen dieses Stereotyps für ihre Zwecke zu setzen. Wie sonst ist deren Unterstützung des gigantischen Bauvorhabens der Kathedrale zur Erlösung des Volkes zu erklären, das derzeit in Zusammenarbeit Kirche und Staat in Bukarest umgesetzt wird? Ich behaupte sogar, dass das Stereotyp der „Orthodoxen Rumänen“ eine wesentliche Rolle in der Entscheidung der kommunistisch dominierten Regierung unter Petru Groza spielte, das Projekt der forcierten Rückführung der griechisch-katholischen Rumänen in die Rumänische Orthodoxe Kirche umzusetzen. Ein Indiz dafür findet sich in dem Kommentar am Rande des Berichts eines Mitarbeiters des rumänischen Spezialnachrichtendienstes SSI über den griechisch-katholischen Geistlichen Vladimir Ghika, das etwa um 1945 entstanden sein dürfte:

„[D]ie rumänische Welt wird sich bewusst, dass die Sprösslinge der Bojarenfamilien, die [...] das Leben in [...] fremden Ländern verbracht haben, sei es, dass sie zurückgekehrt sind ohne jeden Glauben oder falls sie sich [...] für irgendeinen interessiert haben, dann haben sie den ihrer Vorfahren abgelehnt, während sie den Katholizismus oder Protestantismus bevorzugten. Ein Glück nur, dass das Volk diesen nicht folgt [...]. Der orthodoxe Glaube, der altväterliche Glaube, dieser ist das heilige Gesetz des rumänischen Volkes. Der Katholizismus wird in den breiten Schichten dieses Volkes immer unfruchtbar und unverstanden bleiben“.

Nationale Stereotype wie das der „Orthodoxen Rumänen“ stellen immer ein gewisses Gefährdungspotenzial für Minderheiten dar. Doch kann ein solches Stereotyp auch ins Gegenteil gewendet werden. Als kompensatorischer Bestandteil existiert in den nationalen Selbstbildern Crainics und Blagas zum Beispiel das Stereotyp der „Toleranten Rumänen“, die nicht zu Feindseligkeit gegenüber Andersgläubigen neigten. Ist ein solches positives Autostereotyp fest im nationalen Bewusstsein verankert, kann es meiner Meinung nach durchaus eine Motivation darstellen, diesem auch gerecht zu werden. Gleiches gilt im Kontext der EU-Osterweiterung. Der Vorstellung von der Vermittlerrolle der Rumänen zwischen Ost und West würde ich hier durchaus eine aktuelle Relevanz nicht absprechen wollen.

Dr. Nicolai Staab ist Lehrbeauftragter an der Universität Erfurt und Vorstandsmitglied im Religionswissenschaftlichen Medien- und Informationsdienst e.V. (REMID). Seine Dissertation ist 2011 unter dem Titel „Rumänische Kultur, Orthodoxie und der Westen: der Diskurs um die nationale Identität in Rumänien aus der Zwischenkriegszeit“ im Verlag Peter Lang erschienen.

Freundschaften und Netzwerke in der Sozialdemokratie um 1900 – einige Beispiele

„Schreiben Sie mir doch, lieber Genosse, wie es Ihnen geht ...“

Von Laura Polexe

„Schreiben Sie mir doch, lieber Genosse, wie es Ihnen geht und was es Neues gibt. Sie können es sich gar nicht vorstellen, wie sehr und tief ich es bedauere, dass ich nicht am Kongress teilnehmen kann und vor allem, dass ich Sie nicht sehen kann, obwohl ich dies so gehofft hatte. Machen Sie es gut, geliebter Freund [...].“ Diese Zeilen schrieb der rumänische Sozialdemokrat Constantin Dobrogeanu-Gherea im Jahre 1896 an den in der Schweiz lebenden russischen Sozialdemokraten Georgij Plechanov. Dabei bedauerte er, nicht wie gewünscht am Kongress der Zweiten Internationale teilnehmen zu können, der Ende Juli 1896 in London stattfand.

In meinem Beitrag möchte ich das Netzwerk der Zweiten Internationale an der Wende zum 20. Jahrhundert exemplarisch betrachten anhand der Beziehung zwischen dem russischen Revolutionär Georgij Plechanov, seinem in der Schweiz naturalisierten Landsmann Pavel Aksel'rod und dem ebenfalls aus Russland stammenden Constantin Dobrogeanu-Gherea, der sich in Rumänien niederließ. Allen dreien ist gemeinsam, dass sie einer Generation entstammten, die sich mit den damaligen gesellschaftlichen und politischen Zuständen in Russland nicht zufrieden gab, sich den Narodniki, den „Volkstümlern“, annäherten und in revolutionären Kreisen tätig wurden, die sich später der Zweiten Internationale zuordneten.

Die Zweite Internationale

Über die Zweite Internationale, über ihre Entstehung, ihre Existenz und ihr Ende, ist schon viel geschrieben worden. Es fällt aber auf, dass in den meisten Darstellungen die Ideologie und die Strukturgeschichte im Vordergrund stehen. Es ist nur wenig über die Beziehungen zwischen persönlichen Bindungen und politischen Entscheidungen zu erfahren. Wegweisend wirken u.a. die Werke des rumänisch-französischen Historikers Georges Haupt, der schon in den 1950er und 1960er Jahren auf die Bedeutung der persönlichen Verflechtungen und Bekanntschaften innerhalb der Zweiten Internationale hinwies.

Ich gehe von der Annahme aus, dass die internationale Sozialdemokratie um 1900 als ein System sich überlappender Freundschafts- und Patronagenetzwerke verstanden werden kann, über die Informationen ausgetauscht, Solidarität und Hilfe geübt und Interessen vertreten wurden. Zeitlich und räumlich wurden die Sozialdemokraten der vorigen Jahrhundertwende vor allem von der Erfahrung des Exils als Raum geprägt. Diese Erfahrung teilten die drei Protagonisten dieses Beitrags: Pavel Aksel'rod lebte seit 1875 in der Schweiz, seit 1881 fortwährend in Zürich, wo er 1899 eingebürgert wurde. Georgij Plechanov lebte mit seiner Familie seit 1880 in Genf, wo sich die größte sogenannte „russische Kolonie“ zu jener Zeit befand und sozialdemokratisch-revolutionäre Ideen auf

fruchtbaren Boden fielen. Constantin Dobrogeanu-Gherea schließlich lebte in Rumänien, zunächst in der Nähe der Grenze zum Russischen Reich, später dann unweit der Hauptstadt Bukarest.

Die vielfältigen Beziehungen der Akteure untereinander reichten häufig von einfacher Kameradschaft über politische Freundschaft bis hin zu langjähriger privater Freundschaft, die von den Höhen und Tiefen des politischen Geschäfts oft in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Für die sozialistische Beziehungskultur war die Idee der Gemeinschaft prägend, die durch gemeinsame Erfahrungen und Lebenssituationen sowie gleiches politisches Gedankengut zusammengehalten wurde. Die Sozialdemokratie um die Jahrhundertwende bildete einen eigenen sozialen Raum, mit bestimmten Handlungspraktiken und -ritualen, die von den Akteuren als Abgrenzung von der bürgerlichen Gesellschaft verstanden und inszeniert wurden. Der Raum konnte erst durch Performanz angeeignet werden, durch Handlungen wie Aufmärsche, Demonstrationen und Streiks oder virtuell durch die Schaffung eines eigenen Kommunikationsbereichs.

In der Zweiten Internationale konnte man Bekanntschaften vor allem auf verschiedenen Treffen, Kongressen und sonstigen politischen Zusammenkünften sowie allgemein im Exil oder in der Verbannung machen. Man konnte sich in Bahnhöfen, an Grenzpunkten, in Salons, Gefängnissen, Botschaften, Redaktionen, Cafés, Instituten begegnen. Dies sind konkrete Begegnungsorte, denn, so Karl Schögel, „Geschichte findet nicht im luftleeren Raum statt. Geschichte hat einen Ort.“ Am einprägsamsten waren jedoch die Treffen auf Kongressen der Internationale, wie die Beschreibungen der Kongresse von 1893 in Zürich und 1912 in Basel verdeutlichen. Vor allem das Gefühl der Kameradschaft und der Nähe zueinander wird in den Erinnerungen und Artikeln hierzu heraufbeschworen. Sie stellten in diesem Zusammenhang eine besondere Form von Kommunikation dar: Einerseits waren sie für ihre Mitglieder, durch die Symbolhaftigkeit, identitätsstiftend, andererseits gaben sie durch die Aneignung des Raums dem Wunsch nach öffentlicher Anerkennung Ausdruck. Die Sozialdemokratie musste sich im öffentlichen Raum, in dem sie mit „bürgerlichen“ Organisationen konkurrierte, erst behaupten. Am besten ist dies in der Ansprache August Bebels vom Basler Friedenskongress 1912 verdeutlicht: Die Bedeutung des Kongresses liege, so Bebel, auch darin, dass die Behörden und sogar die Kirche mit der Sozialdemokratie zusammengearbeitet, ja sie sogar mit offenen Armen empfangen hätten. Die Symbolhaftigkeit dieser Gesten lag für die Arbeiterbewegung in der Umwidmung öffentlicher bürgerlicher Markenzeichen, wie es hier das Münster war, welches für

die öffentlichen Ansprachen im Rahmen des Kongresses benutzt werden durfte.

Die Kraft der Sozialdemokratie wurde auch in Zeitungen und Zeitschriften propagiert, die über solche Anlässe oder andere politisch relevante Themen berichteten. Begegnungsorte waren – aus diesem Blickwinkel – auch Zeitungen und Zeitschriften, da das Schriftliche gewisse Kenntnisse transportierte sowie Theorien, bei denen man sich dafür oder dagegen entscheiden konnte. So dienten Zeitungen auch als Kampfplatz gegensätzlicher Ansichten und unterschiedlicher Debatten. Briefwechsel konnten ebenfalls Begegnungsorte sein, wie vor allem anhand der Korrespondenz von Constantin Dobrogeanu-Gherea gezeigt werden kann, der mit vielen Sozialisten bekannt war. Die Korrespondenz diente zum Meinungs austausch sowie als Ersatz für persönliche Treffen.

Constantin Dobrogeanu-Gherea

Der 1855 im Gouvernement Ekaterinoslav im Russischen Reich als Solomon Katz geborene Gherea besuchte die Universität in Char'kov, wo er mit sozialistischer und populistischer Propaganda und den „Volkstümlern“ in Berührung kam. Er hatte um 1875 herum als politischer Flüchtling Russland in Richtung Rumänien verlassen müssen, da er sich in revolutionären Kreisen betätigt hatte. Nach einer kurzen Zeit in der Schweiz wurde er im Interesse der Bewegung nach Rumänien geschickt, wo er über den Schmuggel von Literatur nach Russland zu wachen hatte. 1878 fasste ihn in der rumänischen Hafenstadt Galați der russische Geheimdienst und brachte ihn nach St. Petersburg, von wo aus er in die Verbannung nach Sibirien geschickt wurde. Von dort konnte er auf abenteuerliche Weise entkommen und nach Rumänien zu seiner Familie zurückkehren. Er zog es vor, der Grenze zum Russischen Reich fern zu bleiben und zog in die Mitte des Landes, unweit der Hauptstadt Bukarest. In Rumänien wurde Dobrogeanu-Gherea schnell in die Zirkel der russischen Exilanten und aufstrebenden rumänischen Sozialisten aufgenommen und lernte mit der Zeit auch die Sprache. Er selbst bezeichnete diese Jahre seines Lebens – bevor er die rumänische Staatsangehörigkeit 1890 erwerben und sich als Kneipier am Bahnknotenpunkt Ploiești ein Einkommen sichern konnte – als eine „tour de force“. Später wurde er Mitbegründer und die maßgebliche Persönlichkeit der Sozialdemokraten in Rumänien, gepriesen als „Vater der Sozialdemokratie“ und als sozialistischer Theoretiker gleichermaßen, sowie ein bekannter und respektierter Literaturkritiker, was ebenfalls eine „tour de force“ war, wie er 1907 seinem Schwiegersohn Paul Zarifopol gestehen musste:

„Weißt Du, [...] sich literarisch zu betätigen ist sogar in der eigenen Muttersprache, die man kennt und in der man aufgewachsen ist, schwierig. Die Suche nach dem richtigen Wort hat Flaubert fast krank gemacht und Mau-passant in den Wahnsinn getrieben, und es gibt niemanden mit auch noch so kleiner literarischen Begabung, der nicht von dieser Suche gefoltert wird. [...] Aber zu

schreiben in einer Sprache, die man nicht kennt, mit der man nicht aufgewachsen ist, gleichzeitig 24 Stunden täglich als Kneipier zu arbeiten, im Trubel und im schrecklichen Getöse eines Bahnhofs, mit dem eigenen Haus voll Flüchtlingen, umgeben von russischen Spionen, beschattet von der rumänischen Polizei, mit der ganzen Verantwortung für die russische nihilistische Bewegung und für die rumänische Sozialdemokratie betraut, schreiben, arbeiten unter diesen Umständen ist eine tour de force [...]“

In dieser Aussage wird die Tatsache angesprochen, dass Dobrogeanu-Gherea vor der Wende zum 20. Jahrhundert nicht nur für die rumänische, sondern auch für die russische Sozialdemokratie wichtige Aufgaben erfüllte. Zum Einen half er beim Schmuggel von sozialistischen Broschüren und Büchern nach Russland, zum Anderen unterstützte er nicht nur die rumänischen, sondern auch die russischen Sozialdemokraten, die in Rumänien Zuflucht vor den russischen Behörden suchten und verschaffte diesen Dokumente, um in den Westen – vornehmlich in die Schweiz – weiterreisen zu können. Auf diese Weise half er unter anderem Pavel Aksel'rod und Georgij Plechanov.

Angefangen hatte die rumänische Sozialdemokratie Mitte/Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, als viele russische Revolutionäre – damals hauptsächlich Bakuninisten, Nihilisten oder Narodniki – über die Grenze vor den Verfolgungen der russischen Autoritäten flohen. Diese suchten nach Möglichkeiten, die im Ausland (vor allem in der Schweiz, in Frankreich und Großbritannien) gedruckte und in Russland verbotene sozialistische Literatur über die russische Grenze zu schmuggeln. Da die Grenze des Russischen Reichs zu Rumänien entlang des Flusses Pruth verlief und dementsprechend nicht vollständig gesichert werden konnte, schien dies ein idealer Punkt. Mehrere russische Revolutionäre kamen nach Rumänien und ließen sich in Städten entlang dieser natürlichen Grenze nieder, so beispielsweise Zamfir Arbo-re-Ralli, Nicolae Zubcu-Codreanu, Nicolae Russel und Constantin Dobrogeanu-Gherea. Der erste Schmuggelpunkt war Suculeni, nur einige Kilometer von Iași entfernt. In Iași wurde 1875 der erste sozialistische Kreis Rumäniens ins Leben gerufen. Der zweite Schmuggelpunkt war der Donauhafen Galați, wo sich Dobrogeanu-Gherea niedergelassen und 1876 den zweiten sozialistischen Zirkel errichtet hatte. In den Donauhäfen Galați und Brăila erschienen um 1878 herum die ersten sozialistisch gesinnten Blätter und Zeitungen. Die Grenzgebiete Rumäniens boten auch anderen russischen Revolutionären einen Zufluchtsort, so beispielsweise Pavel Aksel'rod, der 1875, 1879, 1880 und 1881 mehrere Wochen in Iași verbrachte, um einer Verhaftung durch russische Behörden wegen Propagandaaktivitäten zu entgehen. Auch die Plechanovs waren mit Rumänien verbunden: Rosa Plechanova reiste 1879 von Bukarest aus illegal nach Russland ein, um Kontakte zu russischen sozialdemokratischen Zirkeln herzustellen; Plechanov selbst verbrachte 1880

einige Wochen in Rumänien, wo ihm die nötigen Dokumente für die Weiterreise in die Schweiz von den rumänischen Sozialisten besorgt wurden. Dabei machte er die Bekanntschaft von Dobrogeanu-Gherea, zu dem er eine freundschaftliche Beziehung pflegte, wie den Briefen zwischen den beiden zu entnehmen ist. Die Korrespondenz zwischen den beiden deckt außerdem noch einen anderen Aspekt als den der Freundschaft auf: Plechanov bekam regelmäßig Geld aus Rumänien, sowohl für die „revolutionäre“ Kasse als auch für seinen privaten Gebrauch, insbesondere nach 1905, als sich Dobrogeanu-Ghereas Position in Rumänien gefestigt hatte.

Die Freundschaften

Pavel Aksel'rod und Georgij Plechanov waren beide aus der gleichen Generation wie Dobrogeanu-Gherea und hatten einen ähnlichen „revolutionären Werdegang“. Der etwas jüngere Plechanov, als Spross einer Familie des mittleren russischen Landadels zum Medizinstudium nach St. Petersburg geschickt, lernte dort Aksel'rod kennen, der aus einer relativ mittellosen jüdischen Familie stammte. Zu diesem Zeitpunkt war Aksel'rod bereits in der Schweiz ansässig und von den dortigen russischen Revolutionären als Kontaktmann nach St. Petersburg geschickt worden. Ob sich aufgrund dieser Begegnung Plechanov immer mehr für die revolutionäre Bewegung zu interessieren begann, ist nicht lückenlos nachzuweisen. Kurze Zeit später gab er das Medizinstudium auf, um sich vollumfänglich der revolutionären Tätigkeit zu widmen. Im Jahr 1880 musste er das Russische Reich verlassen und ging ins Exil nach Genf, wo er erneut auf Aksel'rod traf. Zusammen gründeten sie im Jahr 1883 die Gruppe „Befreiung der Arbeit“ (*Grupa Osvobozdenie Truda*). Die Entstehung dieser Gruppierung gilt als Geburtsstunde der russischen Sozialdemokratie. Zu jenem Zeitpunkt lebte Aksel'rod bereits mit seiner Familie in Zürich, wo er wenige Jahre später die „Zürcher Kefiranstalt“ gründete und sich als Unternehmer betätigte. Seine Frau und er produzierten Kefir, ein bei den Russen sehr beliebtes Getränk aus fermentierter Milch, was ihn selbst allerdings in einen Gewissenskonflikt stürzte: Er, der überzeugte Sozialist, betätigte sich als Unternehmer in dem kapitalistischen System, das er zu bekämpfen versuchte. Andererseits konnte er dank des gesicherten Einkommens seine Familie sowie die revolutionäre Bewegung, darunter die russische Emigrantenkasse in der Schweiz, unterstützen.

Angesichts der Freiheiten, die der Aufenthalt in der Schweiz mit sich brachte, schrieb der russische Revolutionär Vladimir Bonč-Brujevič: „Jeder von uns Revolutionären in jener Zeit hegte für die Schweiz ein ganz besonderes Gefühl. Den Vorkämpfern unserer Revolution war dieses Land vertraut. Wer konnte sich hier nicht vor den Verfolgungen durch die russische Regierung entziehen!“

Auch mit Aksel'rod verband Dobrogeanu-Gherea eine langjährige Freundschaft, seit dessen Zeit in Rumänien.

Sie schrieben sich und tauschten sich über politische und private Angelegenheiten aus. In einem Brief von 1905 sandte Dobrogeanu-Gherea beispielsweise 300 Francs an seinen Freund, die dieser nach Genf an die russische Kasse weiterleiten sollte. Dafür verlangte er von dem „Täubchen“, wie er Aksel'rod liebevoll in diesem Brief nennt, eine Eingangsbestätigung, auch wenn er wüsste, dass der Freund nur wenig Zeit zum Briefe schreiben habe. Er selbst sei sehr beschäftigt, schrieb Dobrogeanu-Gherea weiter, und außerdem krank und dürfe eigentlich gar nicht 17 Stunden am Tag harte Arbeit verrichten, aber es gäbe keine andere Lösung. Dies ist eine Anspielung auf die bereits erwähnte „tour de force“, die sein Leben charakterisierte und zwischen den Pflichten als Unternehmer, die Aksel'rod selbst mit seiner „Kefiranstalt“ nur zu gut kannte, und dem Wunsch, etwas für die revolutionäre Bewegung zu tun, teilte.

Im bereits erwähnten Brief vom Mai 1898 an Pavel Aksel'rod kommentierte Dobrogeanu-Gherea einen Artikel Aksel'rods, der in der „Neuen Zeit“ erschienen war, und drückte seine Freude darüber aus, dass sie beide gleicher Ansicht seien über die Entwicklungen der Arbeiterbewegung in Russland. Er befürchtete aber, dass er in theoretischen Fragen den Auffassungen Plechanovs über die Rolle des Proletariats in der Revolution nicht zustimmte. Weiter machte er darauf aufmerksam, dass ihn die Polemik und die Debatten innerhalb der verschiedenen Ausrichtungen der russischen Sozialdemokratie etwas irritierten; diese sollten seiner Meinung nach keine Kämpfe sein, sondern „ruhige, freundschaftliche“ Diskussionen. Aus diesem Brief wird deutlich, wie sehr Dobrogeanu-Gherea die enge und freundschaftliche Atmosphäre in der internationalen Sozialdemokratie schätzte.

Fazit

Jenseits der realen und der virtuellen Begegnungsräume war vor allem ein Raum für die meisten der sozialdemokratischen Akteure prägend: das Exil. Ähnlich wie Dobrogeanu-Gherea mussten die beiden russischen Revolutionäre Aksel'rod und Plechanov in einem fremden Land leben – mit ihnen unbekanntem Sitten, einer fremden Sprache und einer fremden Kultur, der sie sich anpassen mussten. Für alle drei stellte das neue Leben im Exil eine „tour de force“ dar. Viele der Exilanten blieben gerade deshalb nur im eigenen Raum und somit auch der einheimischen Bevölkerung fern, da sie ihren Aufenthalt als zeitlich begrenzt betrachteten. Eine Ausnahme machten Constantin Dobrogeanu-Gherea, der sich 1890 in Rumänien einbürgern ließ, und Pavel Aksel'rod, dem 1899 das Schweizer Bürgerrecht zugesprochen wurde.

Dr. Laura Polexe, Historikerin, ist an der Fachhochschule Nordwestschweiz tätig. Zuletzt ist von ihr erschienen: „Netzwerke und Freundschaft: Sozialdemokraten in Rumänien, Russland und der Schweiz an der Schwelle zum 20. Jahrhundert“ (V & R Unipress, Göttingen 2011).

Leben in der Diktatur

Von Marie Tanner

Wie gestaltet sich der Alltag in einer Diktatur? Und wie lebte es sich unter Ceaușescu in den späten 1980er Jahren, kurz vor der Revolution? Diesen Fragen möchte ich anhand des rumänischen Films „Cum mi-am petrecut sfârșitul lumii“ („Wie ich das Ende der Welt erlebte“) von Cătălin Mitulescu aus dem Jahr 2006 nachgehen: Wie wird im Film der Alltag der Rumänen gezeigt, rekonstruiert respektive inszeniert? Wird, soweit sich dies aufgrund verfügbarer anderer Quellen und Darstellungen ermitteln lässt, ein realistisches Gesamtbild vermittelt, wird geschönt oder verzerrt?

Arbeitsbesuche, Zeremonien und Personenkult: Die Darstellung des schrittweisen Machtzerfalls

Gleich zu Beginn des Films sehen wir den geschmückten Festsaal einer Schule, unruhige Kinder, wartende Erwachsene und ein übendes Blasorchester. Ein Junge, der etwa siebenjährige Lalililu, wird ausgesucht und auf die Bühne gestellt, es wird ihm eine Medaille umgehängt. Das Orchester setzt mit einem Marsch ein, Ceaușescu läuft durch die Menge auf die Bühne zu und überreicht dem Jungen einen riesigen, schweren Käse, den er kaum zu halten vermag.

Die Szene schildert einen typischen Arbeitsbesuch Ceaușescus: Er gab sich volksnah, begutachtete Produkte, hielt Reden und verlieh Auszeichnungen. Der *Conducător* reiste unermüdlich durch „sein“ Rumänien, und wo er auftauchte, gab der *Erste Arbeiter des Landes* und *Bäuerlichste aller Bauern* „*indicații prețioase*“, sprichwörtlich gewordene „wertvolle Hinweise“.

Der enorme Geltungsdrang Ceaușescus trat vor allem nach seiner China- und Nordkoreareise im Jahre 1971 zutage, auf der er sich vom Personenkult um Mao Tse-Tung und Kim Il Sung begeistern ließ. Auch der Kultur des Landes wurde der Personenkult nun als wichtige Aufgabe anheim gestellt, im Film wird dies deutlich, als aus Lalililus Klasse Kinder ausgesucht werden, um für einen Auftritt Ceaușescus selbst verfasste Gedichte zum Lob der Partei und auf das Wohl Elena und Nicolae Ceaușescus, der *Mutter* und des *Vaters der Nation*, zum besten zu geben. Aber nicht erst in der Schule wurden die Kinder mit der obligaten Liebe zu *Prinz Zauber* bekannt gemacht, schon im Kindergarten brachte man den *șoimii patriei*, den *Falken des Vaterlandes* bei, dass Ceaușescu persönlich ihnen eine glückliche Kindheit beschere.

Je mehr die Liebe zu Ceaușescu von oben herab verordnet wurde, desto verständlicher war es, dass man sie im engsten Kreis der Familie oft der Lächerlichkeit preisgab. So spielt etwa der Vater Lalililus und seiner etwa siebzehnjährigen Schwester Eva hinter einem Vorhang, wie im Schattenspiel für seine Kinder den großen *Conducător*, imitiert ihn in Stimme und Gestik und bettelt bei ihnen um Brot. Aber das wollen sie ihm nicht geben, nicht einmal ein Stück trockenes Brot soll er von

ihnen bekommen. Auf Lalililus Aufforderung muss er zurück in seinen „Zwinger“, er wird im Nebenzimmer eingeschlossen und bettelt nun dort, man möge ihn doch freilassen, das ginge so nicht, er sei schließlich der Präsident. Was gibst du uns dafür, dass wir dich freilassen?, fragen die Kinder und sie sind mit der Antwort, ihnen zu den üblichen zwei Stunden Fernsehprogramm von 20 bis 22 Uhr eine ganze Stunde mehr zu schenken, ganz alleine nur über *Ihn*, den *Geliebten Führer und Wegweiser wirksamen Schaffens*, nicht zufrieden. Nein, Zeichentrickfilme wollen sie. Und plötzlich ist es dunkel.

Leben in der Energie- und Nahrungsmittelkrise

Das Licht ist ausgefallen, wieder einmal. Das plötzliche Abstellen von Strom und Gas war keine Seltenheit, es konnte jeden Tag geschehen. Eine nächtliche Straßenbeleuchtung gab es gar nicht mehr und seit Mitte der 80er Jahre durften die Wohnungen in den Plattenbausiedlungen Rumäniens nicht mehr über 12 Grad beheizt werden, eine Anordnung, deren Zynismus augenfällig wird, wenn man bedenkt, dass die Fernwärmeversorgung nicht selten gänzlich eingestellt wurde.

Prekärer noch war es um die Ernährungslage bestellt: Erst verschwand die sozialistische Preisstabilität, dann verschwand auch das Produkt hinter dem Preis. 1981 wurden Lebensmittel erstmals seit den 50er Jahren wieder rationiert. Für viele Produkte gab es Lebensmittelkarten, für Fleisch nicht. Nicht, dass man es hätte kaufen können, nein, es gab nur so wenig, dass man nicht einmal Rationen festlegen konnte.

Dessen ungeachtet kam es durch Ceaușescus Sparkurs gar zu einem Minimum an Lebensmittelimport, bei gleichzeitiger Verdoppelung des -exports. 1988 war es dann soweit, dass sich selbst Grundnahrungsmittel nur noch schwer ergattern ließen und Luxusgüter wie Kaffee waren völlig verschwunden. Die akute Nahrungsmittelknappheit kommt im Film nicht vor, nur einmal ist die Kamera auf eine Scheibe Käse am Frühstückstisch gerichtet, welche von einem Teller zum nächsten wandert; niemand behält sie für sich, bis Lalililu schließlich bestimmt: „Wir teilen ihn durch drei“.

Schule, Nachbarn, Freunde und Feinde

In der Schule stößt Alex, Evas Freund, in ihrem Beisein eine Ceaușescu-Büste vom Sockel; in jenem kurzen Moment der Freiheit oder des Vorgefühls der Freiheit, als Eva verspricht, ihn auf seiner Flucht aus Rumänien zu begleiten. Die beiden müssen sich vor einem Disziplinausschuss von Schülern und Lehrern verteidigen, müssen ihre Tat eingestehen und bereuen, müssen also durch das stalinistische Ritual der „Kritik und Selbstkritik“. Eva weigert sich zu sprechen und so wird einstimmig beschlossen, sie aus der Schule und dem Kommunistischen Jugendverband auszuschließen. Eine Chance hat Eva aber noch: Sie könnte beim persönlichen Gespräch mit

den Lehrern und ihrer Mutter alles gestehen, wobei ihr immerzu versichert wird, es gehe nicht um die zu Bruch gegangene Büste, sondern vielmehr um ihre Einstellung an sich. Als sich Eva auch hier verweigert, ist nicht nur ihr Ausschluss sicher, sondern Alex' Vater, der versprochen hatte, ihr zu helfen, untersagt Eva nun auch noch den Kontakt zu seinem Sohn.

Alex' Verbleib an der Schule ist wohl kaum nur auf seine Reue während des Disziplinarverfahrens zurückzuführen, hier wird der Einfluss seines Vaters, von dem alle wissen, dass er ein Securitate-Offizier ist, ohne das dies jemals direkt zur Sprache käme, größeres Gewicht gehabt haben.

Kein Freundeskreis, keine Institution ohne Verbindungsleute oder gar Stützpunkte der Geheimpolizei Securitate. Überall war Vorsicht geboten beim Sprechen, ein falsches Wort und man konnte im Gefängnis landen. Andererseits konnte einem die Bekannt- oder Freundschaft zu jemandem aus der Securitate auch behilflich sein, war es doch anders nahezu unmöglich, z. B. einen Platz in einem guten Krankenhaus zu ergattern oder Medizin zu erhalten.

Rumänien – „Land der gesunden Mehrheit“ (Richard Wagner)

Sowohl im Film wie auch in der Realität des rumänischen Kommunismus kommt den Roma eine zwiespältige Rolle zu: Sie waren gern gehörte Musiker auf allen Festen, doch wollte man im sonstigen Alltag nichts mit ihnen zu tun haben. Unter Ceaușescu gab es für sie, entgegen der kommunistischen Idee der Brüderlichkeit, schlichtweg keinen Platz. Schon der Name, Roma (*Romi*), stieß vielen Rumänen sauer auf, wurde er doch als der Bezeichnung der Rumänen, *Români*, viel zu ähnlich empfunden.

Im Film treten Zigeuner nur zweimal als „typisch“ in Erscheinung: einmal als Musiker, ein Geiger und ein Akkordeonist, am Gartenfest von Evas Nachbarn und ein weiteres Mal in einer Schulszene, kurz nach Evas Übertritt in die Berufsschule: Es ist Musikunterricht und die Schüler lernen ein Lied, das sie zum Schuljahresende auf der Bühne vorsingen sollen. Die aber, die das Lied „*Țara noastră*“ voll Inbrunst für Rumänien singen sollten, wollen nicht, und der, der will, darf nicht: Ein kurzer Blick des Lehrers auf besagten Schüler, sein dankendes Ablehnen, die Klasse, die kichert. Auch wenn es bloß ein kurzer Schwenk der Kamera ist: Sieht der Zuschauer den Jungen, wird reflexartig klar: dunkelhäutig, schwarze Haare, meldet sich freiwillig zum Singen, er muss also ein Zigeuner sein.

Die „untypischen“ Zigeuner sind andere Nachbarn von Eva, Florica und dessen Familie, deren kleiner Junge eng mit Lalililu befreundet ist. Sie leben in deutlich einfacheren Verhältnissen als alle umliegenden Familien, in einer nur schwerlich als Haus zu bezeichnenden Hütte, in der es winters noch kälter ist als in den restlichen Haushalten, wo alle in warme Jacken gehüllt beieinander kauern und man den eigenen Atem sieht. Sie sind der soziale Treffpunkt der Nachbarschaft; Florica hilft den Kindern bei den Hausaufgaben, und bei ihnen wird ferngesehen, auch „zwangsweise“, da nicht alle im Land ein solch wertvolles Gerät besaßen.

Fluchtgedanken und Flucht

Was der rumänische Schriftsteller Mircea Dinescu im Bezug auf die Kulturlandschaft Rumäniens „real existierenden Kafkasmus“ nannte, ließe sich auf nahezu alle Bereiche des Alltags unter Ceaușescu ausweiten. So ist es wenig verwunderlich, dass Gedanken an Flucht, an ein glücklicheres Leben außerhalb Rumäniens allgegenwärtig waren.

Auch durch den Film ziehen sich diese Gedanken wie ein roter Faden: von der Einwilligung Evas, Alex auf seiner letztlich nicht zustande kommenden Flucht zu begleiten, über die kindlichen Fluchtgedanken Lalililus und seiner Freunde bis hin zur konkreten Fluchtplanung und -Vorbereitung mit Andrei, Evas neuem Freund aus der Berufsschule, die hier kurz geschildert sei.

Um Andrei davon zu überzeugen, sie doch bei seiner Flucht mitzunehmen, spielt Eva die Mutige, bleibt bis zuletzt auf den Schienen sitzen, als Andrei schon lange dem heranfahrenden Zug gewichen ist, und taucht mit ihm in eine mit Eiswasser gefüllte Badewanne; eine Flucht durch die Donau ist schließlich nicht nur eine Frage des Mutes, sondern bedarf auch eines besonderen Durchhaltevermögens. Als die Securitate eines Nachts Andreis Wohnung durchsucht, ist es plötzlich höchste Zeit, morgen schon könnte es zu spät sein. So holt Andrei Eva und zusammen fahren sie in einem leeren Güterwaggon in Richtung Jugoslawien, an die Donau. Grenzwächter patrouillieren, gleißende Scheinwerferstrahlen gleiten in regelmäßigen Abständen über das Wasser und dennoch schaffen es die beiden, unbemerkt in den Fluss zu steigen und zu schwimmen. Andrei ist schon einiges voraus und plötzlich wird Eva langsamer. Andrei dreht sich nach ihr um und ruft ihr etwas zu; sie sehen sich an und Eva kehrt um, ohne ein Wort.

Warum? So nah scheint sie dem Sprungbrett in die Freiheit, Jugoslawien, bereits zu sein. Aus Pflichtbewusstsein der Familie und vor allem ihrem kleinen Bruder gegenüber? Aus dem Wissen heraus, welche Schikane durch Überwachung und Bespitzelung ihre Familie zu ertragen haben würde, wenn sie flüchtete?

Rumänien hatte keine gemeinsame Grenze mit einem nicht-sozialistischen Staat und so stellten die Donau und der Landweg nach Jugoslawien die klassischen Fluchtwege dar. Das liberale Jugoslawien fungierte gewissermaßen als Durchgangskanal in den Westen, dies allerdings erst in den 80er Jahren, als man sich sicher sein konnte, dass die jugoslawischen Grenzer die Flüchtlinge nicht zurückschicken würden. Noch auf der rumänischen Seite wurden indessen tagtäglich Dutzende Grenzgänger aufgegriffen. Sie hatten eine zwei- bis dreijährige Haftstrafe zu erwarten, die jedoch aufgrund der völlig überfüllten Gefängnisse meist etwas kürzer ausfiel. Trotz den schwer bewachten Grenzen ist es vielen Menschen gelungen, zu flüchten. Aber wer dachte, kaum im Westen, sei er ein freier Mann, der konnte sich getäuscht haben: War man weiterhin politisch aktiv, so reichten die Arme der Securitate sehr weit und nicht nur einmal kam es zu Mordanschlägen gegen Exilanten in deren neuer Heimat.

Zurück zum Film: Wieder zu Hause, scheint Eva ein anderer Mensch zu sein. Streng und angepasst und ihrem Vater zuliebe geht sie ohne Widerrede zu Alex zurück, willigt sogar ein, ihn zu heiraten. Eva scheint krampfhaft bemüht, sich dem Leben wie es nun einmal ist, zu beugen, sich anzupassen.

Die Filmfigur Eva tut hier das, was viele Rumänen in der Realität taten: sie resigniert.

Mord und Selbstmord

Unter der Last des Alltags in der Diktatur leidet auch Lalalilu. Nachdem Eva gegangen ist, gibt es für ihn nur eine Erklärung: Schuld an ihrer Flucht muss Ceaușescu sein. Und so versucht er sich umzubringen, einmal mit dem Kabel des Bügeleisens, wobei ihm aber ein erneuter Stromausfall das Leben rettet, ein weiteres Mal, indem er ins Wasser geht, hier wird er zufällig vom fischenden Dorftrottel Boulba gefunden: „Ich bin tot. Du bist auch tot, Boulba.“ Auf dessen Frage, wer ihm weh getan habe, antwortet Lalalilu: „Ceaușescu“.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit“, heißt es im Sprichwort. Der Regisseur lässt den kleinen Lali dem Narren Boulba gegenüber in kindlicher Weise eine traurige Wahrheit aussprechen: Alle sind tot. Wo es keine Solidarität mehr unter den Menschen gibt, Solidarität mit denjenigen, die aufstehen und ihre Meinung sagen, ist die Menschlichkeit tot.

Den Entschluss, Ceaușescu bei einer Rede umzubringen, fassen die drei Freunde im Film kurz danach, als Freiwillige für das Singen und Vortragen von Gedichten ausgesucht werden.

Ein schöner Filmeinfall, jedoch ohne Vorbild in der Wirklichkeit. Eine Opposition bestand schon seit der Nachkriegszeit nicht mehr und regte sich doch einmal Widerstand, so wurde jegliche Revolte schon im Keim erstickt. Hart ging man vor allem gegen streikende und revoltierende Arbeiter vor, eine geschlossene Arbeiterbewegung schien für Ceaușescu gefährlicher als einige nicht allzu radikale regimekritische Intellektuelle, die er teilweise sogar als Aushängeschild für den Westen benutzen konnte, um eine gewisse Demokratie vorzutäuschen. Paradox gesagt: Je näher an der Revolution 1989, desto schwieriger wurde es, zu revoltieren. Die Securitate verschärfte ihre Vorgehensweisen immer mehr und die Menschen waren mit anderen Dingen beschäftigt, mit dem Schlangestehen für Lebensmittel etwa, mit ärgsten Existenznöten.

Die Revolution

Ab 1987 gelang es nicht mehr, die Protagonisten der doch langsam keimenden Opposition nur ins Ausland zu schicken. Ende 1987 kam es zu einem Arbeiteraufstand in Brașov, dem Aufrufe rumänischer Intellektueller in ausländischen Medien folgten. Den Beginn der Revolution markierte die breite Solidarisierung mit *László Tőkés*, einem reformierten ungarischen Pfarrer in Timișoara, der strafversetzt werden sollte, da er regimekritische Worte in seine Predigten einfließen lasse. Als am 15. Dezember 1989 seine Pfarrwohnung zwangsevakuert werden

sollte, machte er dies wenige Tage vorher in der Kirche öffentlich und rief die Menschen dazu auf, Zeugen zu werden. Die Menschen kamen, erst wenige, dann immer mehr, und die Forderungen verwandelten sich: Aus einer Kundgebung für den Pfarrer wurde eine Demonstration gegen Ceaușescu. Und obwohl auch hier wieder die Securitate schnell und hart durchgriff, war der Funke gezündet, am 17. Dezember mussten gar Panzerwagen der Armee gegen die versammelten Massen antreten. Timișoara streikte und der örtliche Parteisitz wurde in Beschlag genommen.

Von diesen Geschehnissen scheinen im Film Eva und ihre Familie in Bukarest noch nichts mitzubekommen. Erst am 21. Dezember, als Lalalilu für die Rede Ceaușescus, zur Wahrnehmung seines schulischen wie persönlichen Auftrags in die Bukarester Innenstadt fährt, sieht Eva bei den Nachbarn fern. Und während Ceaușescu seine Worte an das versammelte Volk richtet, richtet sich die Kamera plötzlich auf Lalalilu, der mit seiner Steinschleuder zum Schuss ansetzt. Aber soweit kommt es nicht, wie wir wissen, Buhrufe aus der Menge unterbrechen den verdutzten *Conducător*, er ruft zu Ruhe und Ordnung auf, aber die Menge lässt sich nicht mehr beruhigen; die Revolution ist da und die Fernsehübertragung wird abgebrochen. Eva geht sofort zu Alex' Vater und fragt diesen, wo Alex ist. „In der Fotze seiner Mutter“.

Wieder zu Hause, stürmt der Vater mit Lalalilu herein und verkündet der Mutter und Eva: „Wir sind endlich frei! Möge der Teufel ihn holen!“

Abwechselnd sieht man nun die Geschehnisse im Fernsehen und in der unmittelbaren Nachbarschaft von Evas Familie; Mitulescu kombiniert hier geschickt dokumentarisches Originalmaterial mit der Geschichte des Films.

Die Ereignisse überschlagen sich: Alex' Familie zieht um und überlässt die Schlüssel ihres Autos Florica, dem Zigeuner, der umgehend beschließt, es zu verbrennen.

25. Dezember 1989. Die Exekution der Ceaușescus wird im Fernsehen gezeigt, später schauen alle der Beerdigung im Fernsehen zu. Rumänien ist nun ein freies Land.

Der nächste Sommer ist da: Eva lebt nicht mehr zu Hause, sie ist nun Angestellte auf einem großen Kreuzfahrtschiff irgendwo im Ausland. Oft schreibt sie Postkarten nach Hause oder schickt Pakete, vor allem mit Kaugummi für Lali. Und Lali bedankt sich bei ihr, schreibt ihr Briefe zurück, über den neuen Alltag, in den er sich verliebt hat und was sie in der Schule so machen. Vor kurzem zum Beispiel, da seien sie mit der Lehrerin, die man jetzt nicht mehr Genossin nenne, auf dem Friedhof für die Helden der Revolution gewesen und haben dort Blumen niedergelegt; für Alex besonders viele.

Eva liest diese Zeilen und der große Dampfer gleitet langsam in die Ferne, in der, zeitlich, auch die Epoche der Revolution zu verschwinden beginnt.

Marie Tanner studiert Osteuropastudien an der Universität Basel.

Tätigkeitsbericht 2011

Von Hermine-Sofia Untch

Im Laufe des Jahres 2011 haben sechs Vorstandssitzungen und eine Mitgliederversammlung am 28. Oktober stattgefunden. Musikalisch wurde die Mitgliederversammlung vom Duo **Sebastian Konkol** und **Robert Gromotka** mit Gitarre, Oud und Kontrabass eingerahmt. Im Jahr 2011 standen Wahlen zum Vorstand an. Alle Vorstandsmitglieder außer Dr. Ioana Scherf, die bereits im Sommer 2011 aus dem Vorstand ausgetreten war, kandidierten erneut und wurden in ihren alten Funktionen wiedergewählt. Wilfried Lohre kündigte an, 2013 nicht mehr kandidieren zu wollen, daher werde diese Amtszeit als Schatzmeister der DRG seine letzte sein.

Im Berichtsjahr 2011 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

1. Internet

Die Homepage, die seit 2003 von unserem Vorstandsmitglied Elisabeth Packi gestaltet und betreut wird, ist seit ihrer Neugestaltung im Jahr 2010 sehr übersichtlich in sieben Rubriken aufgeteilt:

In der Rubrik „**Verein**“ sind neben dem Vorstand, dem Beirat, der Satzung, dem Spendenkonto und der Beitritts-erklärung die Tätigkeitsberichte der letzten zehn Jahre und eine Übersicht der DRG-Projekte einzusehen.

Die Rubrik „**Veranstaltungen**“ umfasst sowohl eigene Termine der DRG als auch Fremdveranstaltungen, die regelmäßig aktualisiert werden und immer auf neuestem Stand sind. Hier ist auch der Ablauf unseres letzten Schüleraustauschs abrufbar.

Die Rubrik „**Onlinehefte**“ enthält bis auf einige wenige Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) aus den Anfangsjahren die ganze Palette der DRH im PDF-Format. Die DRH werden mit einer Zeitversetzung von sechs Monaten online gestellt.

Als nächstes ist die Rubrik „**Studienreisen**“ zu erwähnen. Hier können zu jeder einzelnen DRG-Reise sowohl die Reiseberichte verbunden mit der jeweiligen Reiseroute als auch eine Fotogalerie eingesehen werden. Desgleichen werden hier zukünftige Reisen angekündigt.

Stets aktuell ist die Rubrik „**Presse/News**“. Dort werden Presseartikel zum Thema Rumänien aus dem politischen, kulturellen und sozialen Bereich regelmäßig verlinkt. Darüber hinaus sind direkte Links zu deutschsprachigen Zeitungen aus oder über Rumänien angegeben.

Es folgen die Rubriken „**Kontakt**“ mit Impressum und Online-Redaktion und die Rubrik „**Links**“, die auf Partner und Freunde der DRG verweist.

Neu eingerichtet wurden im Berichtsjahr das **Facebook-Profil** von Mona Vintilă und der **Nachrichten-Blog** der DRG von Elisabeth Packi. Eine aktive Mitwirkung

ist sowohl auf Facebook als auch im Nachrichten-Blog möglich und erwünscht. Sowohl die Facebook-Seite als auch der Nachrichten-Blog sind über die Startseite unserer Website zu erreichen.

Die DRG ist dank Frau Packi seit 2011 auch auf **Wikipedia** zu finden. Zur Wikipedia-Seite gelangt man ebenfalls über die Startseite der Website oder über den Nachrichten-Blog.

2. Deutsch-Rumänische Hefte (DRH)

Das Deckblatt der DRH wurde im Berichtsjahr auf Vorschlag des Chefredakteurs, Dr. Josef Sallanz, neu gestaltet. Es erscheint jetzt in blass gelb mit neuer Textgestaltung. Wie im Vorjahr sind auch 2011 zwei Hefte mit einer Auflage von jeweils 500 Exemplaren erschienen. In der Redaktion sind Kirsty Otto und Marianne Theil für das Lektorat zuständig und Robert Vitalyos für das Layout.

3. Jour Fixe

Im Berichtsjahr haben unter der Federführung von Marianne Theil insgesamt zehn Jour-Fixe-Veranstaltungen stattgefunden, drei davon in Kooperation mit dem Rumänischen Kulturinstitut in den Räumen des Instituts. Im Januar fand der Jour Fixe zum letzten Mal im „Cum Laude“ in Berlin-Mitte statt, im Februar waren wir Gast im Studio Niculescu in Berlin-Kreuzberg, im September in der Europäischen Akademie in Berlin-Grünwald. Die restlichen Jour-Fixe-Veranstaltungen haben im „Leonhardt“ in Berlin-Charlottenburg stattgefunden.

Im **Januar** stellte **Ernest Wichner** **Leben und Werk M. Blechers** vor und las aus dessen Roman „**Meine Haut wie ein Sieb**“. Seine Sprache verwandle Salvador Dalis Malerei in Literatur, so schwärmte die rumänische Avantgarde über die Bücher Blechers in den 1930er Jahren. Dann geriet das großartige Werk des früh verstorbenen jüdischen Autors aus dem moldauischen Städtchen Roman in Vergessenheit, und es dauerte fast 70 Jahre, bis es wiederentdeckt und durch die Übersetzung E. Wichners auch im deutschsprachigen Raum bekannt wurde. Ernest Wichner, geboren im rumänischen Banat, lebt seit den frühen 1970er Jahren in der Bundesrepublik. Er ist Schriftsteller und Übersetzer, war Gründungsmitglied der „Aktionsgruppe Banat“ und leitet gegenwärtig das Literaturhaus Berlin.

Im **Februar** war die bekannte rumänische Komponistin **Violeta Dinescu** Ehrengast. Im Studio Niculescu stellte sie „**Die rumänischen Komponistinnen des 20. und 21. Jahrhunderts**“ vor und führte mit Musikbeispielen in deren Werk ein. Violeta Dinescu erhielt ihre Ausbildung am Konservatorium in Bukarest und lehrt seit 1996 an der Universität Oldenburg angewandte Komposition. Sie gilt als eine der bedeutendsten Komponistinnen

unserer Zeit. Ihr Werk umfasst mehrere Opern, Filmmusik, Ballettkompositionen, Chorliteratur und Instrumentalmusik. Es ist ihr ein Anliegen, in Gesprächskonzerten beim Publikum Vorurteile und Hemmschwellen gegenüber der zeitgenössischen Musik abzubauen.

Im **März** erhielten die Teilnehmer des Jour Fixe einen Einblick in das rumänische Justizsystem. **Axel Bormann**, Rechtsanwalt und Beiratsmitglied der DRG, ist mit der rumänischen Justiz seit vielen Jahren vertraut. Er berät in seiner Kanzlei in erster Linie Mandanten bei ihrem wirtschaftlichen Engagement in Rumänien und ist wissenschaftlicher Referent am Institut für Ostrecht München. Dort ist er für Rumänien und die Republik Moldau zuständig. In seinem Vortrag „**Auf der langen Bank. Von den Schwierigkeiten, in Rumänien zu seinem Recht zu kommen**“ schilderte er anschaulich, wie durch ein veraltetes, schwerfälliges, korruptes System Gerichtsverfahren, auch Lappalien, sich über Jahre hinschleppen und schließlich vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte landen. Von der angekündigten Justizreform erhoffen sich sowohl die rumänischen Bürger als auch die ausländischen Investoren mehr Rechtssicherheit und damit mehr Recht sowie ein insgesamt schlankeres, an moderne europäische Normen angepasstes System, das die Verfahren vereinfacht und beschleunigt.

„**Die rumänisch-orthodoxe Gemeinde in Berlin**“ war Thema des Jour Fixe im **Ostermonat April**. Pfarrer Mönchpriester **Clement Lodroman** kümmert sich seit nunmehr zwei Jahren um die 800 Mitglieder der rumänisch-orthodoxen Kirche in Berlin. Als Pfarrer einer Exilkirche besteht eine seiner wichtigsten Aufgaben in der Betreuung der Neuankömmlinge aus Rumänien und ihrer Familien. Pfarrer Lodroman sprach über seine vielfältigen Aufgaben, die finanziellen Dauerprobleme der Gemeinde, die sich ausschließlich aus Spenden finanziert, den Fortschritt des Kirchenbaus in der Heerstraße in Westend sowie über die orthodoxen Rituale, insbesondere die Osterrituale, und untermalte seine Aussagen mit Lichtbildern und Musik.

Im **Mai** stellte **Iulia Dondorici** das von ihr herausgegebene Buch „**Rumänien heute**“ vor. Dondorici hat 19 deutsche und rumänische, überwiegend junge Soziologen, Historiker, Schriftsteller und Filmschaffende gebeten, zu fünf unterschiedlichen Themenbereichen Stellung zu beziehen. Begutachtet werden nicht nur der Umgang mit den Nachwirkungen der 1989-Revolution und der gesamte Transformationsprozess der ersten zehn Jahre danach, sondern auch die Rolle Rumäniens in der EU. Auch für Rumänien heikle Themen wie die Situation der Minderheiten, aktuelle antisemitische und rechtsextremistische Tendenzen sowie das Nationalismus- und Identitätsthema werden aufgegriffen. I. Dondorici wurde in Târgoviște geboren und lebt seit 2001 in Berlin. Sie studierte rumänische und englische Philologie in Bukarest und Berlin, promoviert an der Humboldt-Universität zu Berlin zur rumänischen Literatur der Moderne, arbeitet als Journalistin und Übersetzerin und veröffentlichte zahlreiche Artikel in rumänischen und deutschen Zeitschriften.

„**Studierstube Bundestag**“ war Thema im **Juni**. **Alina Truşca, Matei Ladea, Anna Laszlo, Mircea Zahacinschi** und **Carla Ehrmann**, fünf junge rumänische Hochschulabsolvent/-innen, berichteten über ihr einjähriges Praktikum im Deutschen Bundestag. Sie haben bei Abgeordneten der CDU/CSU, der FDP und der SPD miterlebt, wie in den Fraktionen die mühsamen Prozesse der Politikgestaltung und Entscheidungsfindung mit beeinflusst werden, und sprachen über ihre Erfahrungen, Erkenntnisse und Ergebnisse.

Im **September** war der profilierte Osteuropakenner **Dr. h.c. Gernot Erler, MdB**, stellvertretender Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion und Präsident der Südosteuropa-Gesellschaft, Ehrengast. Er referierte über „**Die Donaustrategie der EU - ein europäisches Jahrhundertprojekt. Vom Grenzfluss zum Strom der europäischen Einheit**“. Die von der EU im Sommer 2011 verabschiedete „Donaustrategie“ ist neben der Ostseestrategie ein zweiter makroregionaler Modellversuch der EU und soll die vierzehn Donauanrainerstaaten, davon acht EU-Mitgliedsstaaten, dazu ermuntern, im Bereich der Wirtschaft, Umwelt, Infrastruktur und Sicherheit grenzüberschreitend zusammenzuarbeiten. Gernot Erler sprach über die Hürden im Vorfeld der Unterzeichnung, über bereits konkrete bi- und trilaterale Projekte, über die Chancen, die Zusammenarbeit in der EU nachhaltig zu vertiefen, aber auch darüber, dass die Umsetzung des Projektes maßgeblich vom Willen der Akteure zur langfristigen politischen Zusammenarbeit abhängig sei. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit der Europäischen Akademie Berlin in deren Räumen in der Bismarckallee statt.

Im **Oktober** war die Donaustrategie erneut Thema, diesmal aus rumänischer Sicht. „**Die Donaustrategie der EU – was bedeutet sie für Rumänien?**“ Dieser Frage ging **Adriana Stănescu**, Gesandte und Stellvertreterin des Botschafters von Rumänien nach. Sie bedeute unter anderem Hoffnung auf regionale Entwicklung, höhere Lebensqualität, mehr wirtschaftliche Möglichkeiten, mehr innovative Unternehmen mit Beschäftigungspotenzial, eine bessere Umwelt und mehr Möglichkeiten für kulturellen Austausch und besonders Tourismus.

Das Thema des Jour-Fixe-Vortrags im **November** lautete „**Alles über Zigeuner? Wie siebenbürgisch-ungarische Beiträge das moderne Zigeunerbild prägen**.“ Woher kommt das Zigeunerbild, das sich in Mitteleuropa festgesetzt hat? Der Historiker **Joachim Krauss, M.A.** verortet die Herausbildung des Zigeunerbildes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Erscheinen der Schrift „Die Zigeuner“ des Göttinger Professors Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann im Jahr 1783. Sie beruhe zum großen Teil auf über hundert Jahre alten Reiseberichten, Zeitschriften und Briefen, die in Siebenbürgen und Ungarn erschienen bzw. verfasst worden seien und die der Autor ungeprüft übernommen habe. Dieses Standardwerk habe das Bild vom „Fahrenden Volk“ nicht nur bei Grellmanns Zeitgenossen geprägt und verfestigt, sondern es sei die Grundlage für eine weitere Überzeichnung

des negativen Zigeunerbildes in Mitteleuropa schlechthin gewesen mit Auswirkungen bis heute. J. Krauss hat zahlreiche Publikationen zur Problematik des „Zigeunerbildes“ erarbeitet. Krauss veröffentlicht regelmäßig im Jahrbuch für Antisemitismusforschung und in der Zeitschrift für Balkanologie.

Der Jour Fixe im **Dezember** widmete sich der „Rumänischen Revolution“. In seinem Vortrag **„Der Niedergang der kommunistischen Herrschaft und das Ende des Ceaușescu-Regimes – Strukturgeschichtliche Betrachtungen“** beleuchtete **Prof. Dr. Anton Sterbling** das Thema aus soziologischer Sicht. A. Sterbling hat eine Professur für Soziologie und Pädagogik an der Hochschule der Sächsischen Polizei in Rothenburg (Oberlausitz). Er stammt aus dem Banat und war Gründungsmitglied der „Aktionsgruppe Banat“.

4. Andere Veranstaltungen

Gemeinsam mit dem Rumänischen Kulturinstitut Berlin fanden im Berichtsjahr eine Vortragsveranstaltung und eine Buchvorstellung statt:

Im Rahmen des von der VolkswagenStiftung 2006 bis 2010 geförderten Projektes „Alltag am östlichen Rand der EU (Rumänien / Republik Moldau) stellte **Mihaila Niemczik-Arambașa, M.A.** am **3. März** ihr Thema **„Alltag im moldauisch-rumänischen Grenzraum“** vor. Den Einführungsvortrag hielt **Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wilfried Heller**. Schwerpunkte beider Referate waren die heutige Bedeutung dieser Grenze für das Alltagsleben der moldauischen Grenzbevölkerung, deren Umgang mit der neuen Qualität der undurchlässiger gewordenen Grenze sowie die Rolle der nationalen Identität im Alltag der Moldauer.

Am **4. November** stellte **Edith Ottschofski** ihren Gedichtband **„der schaum der wörter“** vor. Sie las ausgewählte Gedichte vor, deren eigene „Weltsprache“ - zahlreiche Eigenschöpfungen, Dialekt und vor allem romanische Sprach-Einsprengsel - beim Publikum großen Anklang fand. Der Konzertgitarrist **Mihai Iliescu** begleitete die Lesung musikalisch mit Werken von Bach, Albéniz und Villa-Lobos.

In Kooperation mit der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft (DUG) fanden im Berichtsjahr zwei Vortragsveranstaltungen statt:

Am **8. März** stellte **Dr. Harald Roth**, Südosteuropa-Referent am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam, sein neues Buch: **„Kronstadt in Siebenbürgen. Eine kleine Stadtgeschichte“** vor und führte mit reichhaltigem Bildmaterial durch Geschichte und Gegenwart von Kronstadt/Brașov. Die Veranstaltung fand im Collegium Hungaricum statt.

Am **22. Juni** referierte **Dr. Ottmar Trașcă**, Historiker an der Babeș-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca, über **„Minderheitenpolitik im Stalinismus: Das Autonome Ungarische Gebiet in Rumänien von 1952 bis 1968“**. Diese Veranstaltung fand im Roten Rathaus statt.

5. Kleinstipendien

Drei Schüler/-innen des Sigismund-Toduță-Musiklyzeums Klausenburg wurden auch im Berichtsjahr Kleinstipendien von jeweils 300,- € gewährt.

6. Schüleraustausch

Vom 8. bis 23. Mai besuchten fünf rumänische Schülerinnen der 11. Klasse des George-Coșbuc-Kollegs in Klausenburg die Rheingau-Oberschule in Berlin-Friedenau. Die rumänischen Gäste wohnten bei vier Berliner Schülerinnen, mit denen sie zusammen am Unterricht teilnahmen. Es war für die fünf kein Problem, dem Unterricht zu folgen, da sie alle seit vielen Jahren Deutschunterricht in der Schule haben. Nach der Schule gab es viele weitere Aktivitäten, um etwas über die Geschichte, Kunst und Kultur Berlins zu erfahren. Darunter Führungen in der Neuen Nationalgalerie, im Neuen Museum, im Mauermuseum am Checkpoint Charlie, im Ort der Information am Holocaust-Mahnmal sowie ein Besuch mit Infoveranstaltung des Reichstagsgebäudes. Als besonders beeindruckend wurden das Schloss Charlottenburg sowie Schloss und Park Sanssouci in Potsdam empfunden. Neben den festen Programmpunkten blieb aber noch genug Zeit, selbstständig die Stadt zu erkunden und Nachmittage am Schlachtensee oder auf dem Flohmarkt im Mauerpark zu verbringen. Ein schöner Abschluss war das Picknick am Rüdeshimer Platz am vorletzten Abend des Aufenthalts. Hier trafen die rumänischen und deutschen Schülerinnen sowie die gastgebenden Mütter einige Mitglieder des Vorstands der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft. Bei gutem Wetter, kulinarischen Köstlichkeiten und einer angeregten Unterhaltung verbrachten alle einen sehr schönen und interessanten Abend. Der Schüleraustausch wurde im Auftrag der DRG von Hermine-Sofia Untch organisiert.

8. Verschiedenes

Das von der DRG im Vorjahr mit 300,- € mitfinanzierte Projekt **„Integration der nachhaltigen Entwicklung im Lehrplan eines Gymnasiums“** ist im Berichtsjahr erfolgreich abgeschlossen worden. Wie die Initiatorin des Projekts, unser Mitglied Hanja Van Dyck, berichtete, sei es gelungen, sechzehn Schülerinnen und Schüler des Lucian-Blaga-Lyzeums in Klausenburg im Alter von 16 und 17 Jahren für ein nachhaltiges Verhalten zu sensibilisieren und sie als Multiplikatoren für die Schule und für ihr privates und öffentliches Umfeld auszubilden.

Die Stiftung *Speranța* wurde 2011 mit insgesamt 2.315 € unterstützt. Das ist weniger als im Vorjahr, weil im Berichtsjahr kein Spendenaufruf erfolgt ist.

Die Anzahl der Mitglieder war Ende 2011 mit 81 die gleiche wie Ende 2010. Vier ausgeschiedene Mitglieder (2 Kündigungen, 2 Streichungen wegen Nichtzahlung des Mitgliederbeitrages) wurden durch vier Neumitglieder kompensiert.

Hermine-Sofia Untch ist die Vizepräsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Die Früchte des Karpatischen Gartens

Von Tony Krönert

Zwischen Hermannstadt/Sibiu und Kronstadt/Braşov befindet sich die Rosenfarm der Familie Florea. Auf 2000 m² bauen Dan und sein Vater Vasile zwei Arten von Rosen an – die eine dient der Herstellung von Konfitüre und Sirup, aus der anderen wird Essig hergestellt. Gepflückt werden die Rosenblätter noch vor dem Sonnenaufgang, um das Aroma zu erhalten. Während die erste Schicht der Rosenblätter zur Teezubereitung verwendet wird, werden die restlichen mit Zitronensaft vermischt und weiterverarbeitet. Wie viele landwirtschaftliche Unternehmen Rumäniens ist auch das kleine Unternehmen der Familie Florea aus harter Arbeit und unternehmerischem Spürsinn entstanden.

Geschichten wie diese erzählten die sechzig Unternehmen, die Ende Januar auf der Internationalen Grünen Woche in Berlin das offizielle Partnerland vertraten: Rumänien. Auf der weltgrößten Messe für Landwirtschaft, Ernährung und Gartenbau konnte man sehen, dass sich Rumänien vom Zusammenbruch der landwirtschaftlichen Produktion nach dem Fall Ceauşescus inzwischen erholt hat. Die schweren Jahre des Wiederaufbaus der Agrarwirtschaft zeigen nun ihre Früchte. Doch es wird wohl noch lange dauern, bis die rumänischen Agrarprodukte auch außerhalb des Landes bekannt sind und die Reputation genießen, die sie verdienen. Dabei ist Rumänien, was weithin unbekannt ist, längst einer der wichtigsten Lebensmittelhersteller der Europäischen Union. Das Land verfügt über die viertgrößte Agrarkapazität der EU. Die landwirtschaftliche Nutzfläche umfasst 13,3 Millionen Hektar, von denen 8,3 Millionen Hektar als Ackerland genutzt werden.

Landwirtschaftsminister Valeriu Tabără sieht in der offiziellen Partnerschaft Rumäniens eine große Ehre und einen Höhepunkt der deutsch-rumänischen Beziehungen. Mit dem bislang größten Gemeinschaftsstand präsentierte sich Rumänien mit einer großen Geschmacks- und Spezialitätenvielfalt in der kompletten Halle 10.2. Tatsächlich fühlte man sich wie auf einem Marktplatz in Siebenbürgen: Ein Künstler malte unbekümmert Landschaftsbilder, Menschen in traditionellen Trachten verkauften zahlreiche Käse- und Wurstspezialitäten, einige Stände boten Handwerksprodukte an, hochprozentige Spirituosen konnten verkostet werden und alles in Begleitung transsylvanischer Musik- und Tanzdarbietungen.

Zum Eröffnungsabend der Grünen Woche kamen in die rumänische Halle rund 5.000 Ehrengäste. Zusammen mit Bundeslandwirtschaftsministerin Ilse Aigner sowie dem EU-Kommissar für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung, Dacian Cioloş, begrüßte Tabără zahlreiche Amtskollegen, Politiker, Unternehmen und weitere Persönlichkeiten zu einem rumänischen Abend. Dass Deutschland für Rumänien und speziell dessen Landwirtschaft ein enorm wichtiger Partner ist, war der

durchgehende Tenor der Reden.

Die Bundesrepublik ist Rumäniens wichtigster Handelspartner, zahlreiche deutsche Unternehmen investieren zwischen dem Banat und der Dobrudscha. Doch auch auf rumänischer Seite gibt es mittlerweile Erfolgsgeschichten: Das Familienunternehmen Lazar & Söhne aus Arad ist nur ein Beispiel. 1998 gegründet, firmiert das Unternehmen seit 2006 unter dem heutigen Namen. Am Hauptsitz in Arad arbeiten heute ca. 120 Menschen, in Deutschland hat das Unternehmen bereits rund 500 Angestellte. Die Firma ist spezialisiert auf die Verarbeitung von Geflügel-, Schweine- und Rindfleisch, zukünftig wird auch Wild im Angebot sein. Nicht nur dieses Unternehmen, das auch Kunden in Italien, Spanien und Griechenland beliefert, zeigt die wachsende Bedeutung Rumäniens als Lebensmittellieferant für Europa.

Während rumänischer Wein bereits in vielen deutschen Supermärkten zu kaufen ist, sind traditionelle Spirituosen wie *pălincă* und *țuică* noch nicht überall zu haben. Die Firma Distileria Voica aus der Maramureş, einer Brennerei mit einer über 50-jährigen Tradition, präsentierte daher stolz seine alkoholischen Produkte. Geht es nach dem Willen des rumänischen Landwirtschaftsministers, soll der rumänische Schnaps auch bald in Deutschland erhältlich sein. „Die Teilnahme Rumäniens öffnet für unser Land die Türen zu den Märkten in Deutschland und anderen Ländern“, unterstrich Tabără die Bedeutung der Grünen Woche als Handelsplattform für heimische Lebensmittelprodukte. Unternehmen, wie das der Familie Florea, sind für den deutschen Markt sicherlich eine Bereicherung.

Tony Krönert arbeitet in Berlin bei einem Bundesverband im Bereich der erneuerbaren Energien.



Großer Andrang in Halle 10.2: Rumänien zog als offizielles Partnerland der Grünen Woche zahlreiche Besucher an.

Foto: Tony Krönert

Ein Besuch im Revolutionsmuseum zu Temeswar/Timișoara

Ein Museum gegen das Vergessen

Von Thomas Schares

Herr Orban hat einen hölzernen Gehstock mit einem bronzefarbenen Greifenkopf als Knauf. Mit dem Greifenkopf zeigt er öfter auf Exponate, die er gerade erklärt. Herr Orban ist der Leiter des Revolutionsmuseums in Temeswar und Präsident der Gesellschaft zur Erinnerung an die Revolution. Er lässt es sich nicht nehmen, Besucher persönlich durch die Ausstellungsräume seines Museums zu führen, seine Präsenz fügt sich geradezu organisch in das ausgebreitete Kaleidoskop der Revolutionstage. Der Rundgang beginnt mit einem kurzen Film über die Geschehnisse in Temeswar, der klar macht, dass die vorweihnachtlichen Ereignisse des Jahres 1989 ihren Ausgang in dieser Stadt genommen haben, dass Temeswar die erste „befreite“ Stadt Rumäniens war. Die teilweise beklemmenden Exponate bekommen durch die persönlichen Kommentare von Herrn Orban und seiner Gehhilfe, die gleichzeitig als Zeigewerkzeug dient, eine gespenstische Gegenwärtigkeit. Die ausgestellten Stücke reichen von einer großen Zahl dokumentarischer Fotografien und zeitgenössischer internationaler Zeitungs- und Zeitschriftenausrisse über von Kugeln durchlöchernte Uniformen und Kleidungsstücke von den Opfern der Straßenkämpfe und obrigkeitlichen Schießbefehle bis zur prominent in den Raum gehängten Revolutionsfahne, der rumänischen Staatsflagge mit rund ausgeschnittenem sozialistischem Staatswappen. Weit entfernt davon, zur Revolutionsnostalgie zu werden, bietet die Anordnung der Schaustücke ein gerade durch die scheinbare Alltäglichkeit und Zufälligkeit pathosfreies, nüchternes Bild der Ereignisse. Die beabsichtigt (und, das darf nicht vergessen werden, auch aufgrund der finanziellen Situation) unfertig wirkende Komposition wirkt wie ein Schauglas der jüngeren rumänischen Vergangenheit und der illusionsfreien Gegenwart.

In einem weiteren Raum sind Modelle von den Mahnmalen zu betrachten, die an den wichtigsten Schauplätzen des Temeswarer Stadtgebiets durch die „Gesellschaft zur Erinnerung an die Revolution“ mit Hilfe von Spendengeldern errichtet wurden. Es ist bemerkenswert, dass erst Gelder von Privatspendern die Erinnerung an die Revolution im öffentlichen Raum ermöglicht haben.

Das Museum ist gleichzeitig ein Dokumentationszentrum: Die Berichterstattung der nationalen und internationalen Presse über die Tage im Dezember 1989, die Rumänien so grundlegend verändern sollten, kann in einem gesonderten Raum eingesehen werden. Ein weiteres Herzstück der Gesellschaft ist die Publikation der Transkripte der Temeswarer Revolutionsprozesse („Documente '89 – Procesul de la Timișoara“, vol. I – VIII, editura Mirton 2004-2009), die sich auf acht seitenstarke Bände

verteilen und ca. einen halben Meter im Buchregal füllen. Ein kleiner, kärglich-gemütlicher Tagungs- und Besprechungsraum ist ebenfalls Bestandteil des Museums. Dieser ermöglicht es Schülern, Studenten und Forschern, die im Archiv des Museums zugänglichen gesammelten Dokumente zur Dezemberrevolution zu untersuchen und auszuwerten. Hier angekommen erzählt uns Herr Orban seine Geschichte:

Dr. Traian Orban war Vieharzt bis zum 17. Dezember 1989. An diesem Tag ging er auf die Straße, wie so viele Temeswarer. Er fand sich wieder in einem österreichischen Spital, mit Schussverletzungen am Bein. Nach Monaten der Genesung kehrte er zurück in seine Heimat, seitdem braucht er zum Gehen seinen Stock. An diesem Tag, am 17. Dezember, sagt er, habe sein neues Leben angefangen, sein zweites Leben. Seitdem widmet er seine Existenz dem Gedenken an die Revolution, die Revolution vor allem, die auf den Straßen von Temeswar ihren Ausgang nahm. So, wie er selbst zu einem Teil dieser Ereignisse wurde, ist er nun auch ein Teil des Museums, seines Museums, in dem er arbeitet und auch lebt. Seit diesen Tagen ist sein altes Leben dahin. In seinem neuen begegnen wir ihm als einem kundigen, einem wissenden Führer durch die längst zu Symbolen gewordenen und den Grünspan des Mythos ansetzenden Bilder und Rätsel der rumänischen Revolution von 1989, die aber bis heute teils nur rudimentär beleuchtet sind vom enthüllenden und entmystifizierenden Schein der Geschichtsschreibung.

Wir tragen uns ein in das Gästebuch des Revolutionsmuseums, unsere Namen kommen neben die von Botschaftern und Konsuln, die gekommen sind und wieder gingen, wie wir. Herr Orban sagt, dass ihn jeder Besucher mit Stolz erfüllt, jeder Besucher soll die Idee weitertragen, die sein neues, zweites Leben in diesem Gebäude ausmacht. Zum Abschied bepackt uns Herr Orban mit den gewichtigen acht Buchbänden, die die Protokolle des Prozesses enthalten. Wir sollen sie mitnehmen in eine Bibliothek nach Bukarest, damit die dort drüben in der Kapitale nicht die Wahrheit vergessen, die Erinnerung daran, an welchem Ort die Revolution in Rumänien damals begonnen hat. Hinter uns schließt sich die Tür zum Museum und zum Leben von Herrn Orban – für ihn verschwinden wir in einem trüben Temeswarer Januarnachmittag, nachdenkend über Menschen und ihre Revolutionen.

Dr. Thomas Schares ist DAAD-Lektor am Lehrstuhl für Germanistik der Universität Bukarest.

„La Paloma“ im Banat

Heimat

Von Richard Wagner

Heimat kann ein kostbares Gut sein oder auch nur ein gemütlicher Ort. Heimat ist etwas, das jeder haben kann, vorausgesetzt er erhebt darauf Anspruch.

Die Heimat beruft sich auf die Kindheit, und ohne die Herkunft kommt sie nicht aus. Herkunft meint die Zugehörigkeit und die Kindheit das Aufwachsen bei dieser Zugehörigkeit. Heimat ist Ort und Zeit in einem, sie ist angehaltene Vergänglichkeit. Mit einem Mal ist die Landschaft wieder vertraut, und die Muttersprache wendet sich Wort für Wort zur Mundart, zum Dialekt.

Zur Heimat hat die deutsche Öffentlichkeit ein kompliziertes Verhältnis, es sei denn, Heimat steht für etwas anderes und ist ein Ersatz. Sie kann Wahlheimat sein oder Neue Heimat, wie sich schon mal eine Wohnungsbaugesellschaft des DGB genannt hatte.

„So entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“, meint Ernst Bloch und macht das Bild damit zum Begriff. Das aber wirft ein weiteres Schlaglicht auf das Verhalten deutscher Intellektueller des vorigen Jahrhunderts. Wo es mit gusseiserner Logik nicht weitergeht, bringen sie die Utopie ins Spiel. Alles, was nicht per Aufklärung fassbar wird, ist in ihren Augen nicht zu verorten. Diese Hartnäckigkeit aber ist nicht nur Ausdruck des alten deutschen Gegensatzes zwischen Geist und Macht, sie kennzeichnet auch die Chronik der Missverständnisse zwischen den Denkern und den Bürgern, zwischen Öffentlichkeit und Gesellschaft in Deutschland.

Doch, Heimat! Es gibt sie! Und sie ist dort, wo man etwas zum ersten Mal erlebt hat, etwas, das sich so stark einprägt, dass alles andere, alles spätere, einer Wiederholung gleichkommt. Das Gefühl aber, das man bei der Erinnerung an dieses erste Mal hat, nennt man Heimweh!

Ich habe gelesen, habe nachgedacht. Ich habe geschlafen, bin wach geworden, mitten in der Nacht, und hatte das Wort „Deutschland“ auf den Lippen. Das Wort „Deutschland“ und dann das Wort „Muttersprache“.

Ich war plötzlich wieder das Kind im fernen Banat. Dort, im Dreiländereck Ungarn, Rumänien und Serbien. Meine Vorfahren waren zwei Jahrhunderte davor ins Banat gekommen. Sie sind von Ulm aus die Donau runtergefahren. Das Banat war damals eine österreichische Provinz und später eine ungarische und nach dem Ersten Weltkrieg eine rumänische. Wir aber blieben Banater Schwaben und wurden unversehens zu einer deutschen Minderheit. Wir waren keine Auswanderer, aber wir wurden zu Staatsgestrandeten Kakaniens.

Ich stand als Kind im Hof unseres Familienhauses, am Dorfrand, blickte über den Lattenzaun. Sah den Zug am Wald vorbeifahren, sah ihn hinter dem Horizont verschwinden, dachte mir die Stadt aus, in der er ankommen würde. Die Ankunft und die Ankunftszeit. Alles geschah ohne mich, ich war noch ein Kind.

Ich sah mich im Hof stehen, sah mich auf dem Klotz hocken, dem groben Klotz, auf dem das Holz gehackt wurde für den Küchenherd. Es war Frühjahr, es war Sommer, es war Herbst und es war Winter. Es waren die fünfziger Jahre, und die Frauen liefen durch den Hof. Zwei Frauen. Meine Mutter, meine Großmutter.

Ich ging ins Haus und hörte sie im Hof singen. Sie sangen wie in der Jugend meiner Mutter, und sie sangen wie in der Jugend meiner Großmutter. Die Jugend meiner Großmutter fiel in den Ersten Weltkrieg, die Jugend meiner Mutter in den Zweiten.

Sie sangen zweistimmig. „Mädle, ruck ruck ruck an meine grüne Seite.“ Oder: „Du, du liegst mir am Herzen, du, du liegst mir im Sinn.“ Sie sangen: „Du, du machst mir viel Schmerzen, weißt nicht, wie gut ich dir bin.“

Ich bekam ein Akkordeon. Die meisten deutschen Kinder hatten ein Akkordeon. Das Akkordeon galt als ein deutsches Instrument. Die rumänischen Kinder schauten uns manchmal beim Akkordeonspiel zu, und das war schon alles. Unsere deutschen Akkordeons hießen „Hohner“ und „Weltmeister“. Die meisten Kinder im Dorf hatten ein Weltmeister, ich hatte ein Hohner.

Ich spielte: „Wenn alle Brunnlein fließen, so muss man trinken. Wenn ich mein Schatz nicht rufen darf, tu ich ihm winken.“ Ich spielte aber auch Neues aus dem Radio. Ich spielte die neuesten Hits aus Deutschland. Nach den Noten, die einer der Musiklehrer aus dem Dorf aufgeschrieben hatte. Wir setzten die Texte aus dem Radio dazu. Wir hörten den Österreichischen und den Bayerischen Rundfunk, den Hessischen und den Saarländischen und – nicht zu vergessen – Radio Luxemburg. Das Ganze, jeweils nach Wetterlage. Es waren Mittelwellensender, und auf der Mittelwelle war nicht nur jede Musik zu hören, sondern auch jedes Gewitter.

Unsere Heimat war das Banat, unsere Muttersprache Deutsch. Wir waren Deutsche, und wir legten Wert darauf,



Der Autor und ein Jugendfreund in den sechziger Jahren im Banat. Sie spielen auf ihren Akkordeons höchstwahrscheinlich „La Paloma“. Foto: Archiv Richard Wagner

es zu sein. Man konnte jeden Augenblick zum Rumänen werden, ohne es zu erkennen, wie wir befürchteten.

In der Schule lernten wir, dass es außer der Heimat Banat das größere Vaterland gab. Das Vaterland, das der Staat war. Der rumänische Staat. Wir aber hatten etwas, worüber die Rumänen nicht verfügen konnten, wir hatten außer dem Vaterland die Muttersprache und damit das Mutterland. Wir kannten es nicht aus eigener Anschauung, aber es war uns näher, als zu erwarten gewesen wäre. Obwohl es, als ich ein Kind war, unerreichbar blieb. Im Stalinismus waren die Grenzen zu. Wir hatten keine Pässe, aber der deutsche Radiofunk sprach uns Trost zu. Mit den Einzelheiten aus dem Radio wurde das Mutterland zu Deutschland.

Im Dorf war alles geordnet und sortiert, auch mit den Menschen war es nicht anders. Jeder hatte sein Dorf. Die Deutschen hatten ihr Dorf, und die Rumänen hatten ihr Dorf. In dem einen Dorf sprach man Deutsch, in dem anderen Dorf sprach man Rumänisch.

Rumänisch war die Staatssprache, Deutsch die Muttersprache. Wenn ich deutsch sprach, dachte ich deutsch, und wenn ich rumänisch zu sprechen hatte, dachte ich ebenfalls deutsch.

Eines Tages fand ich in einem Dachboden-Buch im Dorf das Notenblatt des „Deutschlandliedes“. Ich nahm es mit nach Hause, und zu Hause holte ich das Akkordeon hervor. Ich spielte zuerst die Noten ab. Dann sang ich den Text dazu. Ich sang die erste Strophe, wusste aber nicht, dass es die erste Strophe ist, und wusste ebenso wenig, was es mit der ersten Strophe auf sich hat. Dass man die erste Strophe nicht zu singen hat. Ich hätte mir gar nicht vorstellen können, dass ein Lied mit der dritten Strophe beginnt oder dass man aus einem Lied nur die dritte Strophe singt, das hätte ich damals überhaupt nicht verstanden.

Ich verstehe es auch heute nicht ganz, aber heute weiß ich, warum es so ist. Ich weiß, dass die Vergangenheit nicht Geschichte werden kann, weil die Nazis uns das deutsche Wort im Munde umgedreht haben. Sie machten alle ersten Strophe zu ihrer ersten Strophe. Und wenn es ihnen letzten Endes auch nichts nützte, stürzte es uns doch in die Sprachlosigkeit. Dass wir um den Unterschied zwischen Hoffmann von Fallerslebens Deutschlandbild und dem des Anstreichers wissen, sollte eigentlich genügen. Was aber genügt schon in diesem zögerlichen Land, in das ich gekommen bin, indem ich aus dem Osten wegging? Aus dem Ostblock, aus diesem Obstblockstaat.

Ich nahm mein Mutterland mit, im Kopf, als Konterbande, meine Muttersprache und, eine Kleinigkeit, die deutsche Kultur. Das ganze Gerede über Migration und Integration spart eines aus, das Deutsche. Das, was Deutschland ausmacht und mit Deutschland uns selbst.

Ja, wir haben es vergessen.

Wir können auch erklären, warum wir es vergessen haben.

Manche meinen sogar, es sei gut gewesen, das alles zu vergessen, dass es Schnee von gestern sei, der unter Umständen wie Blei liegen würde. Diesen schweren Schnee, wer möchte, wer sollte ihn schon heben?

Wer, wenn nicht wir?

In der Nachkriegszeit wurde, nach Flucht und Vertreibung aus dem Osten, zunächst einmal der Heimatverlust zum großen Thema. Die nachrückenden Generationen durften im besten Fall eine Heimatstadt ihr Eigen nennen. Es ist heute kaum noch vorstellbar, was alles den Dämonen der Geschichte vor die Füße geworfen wurde.

Erst mit den siebziger Jahren kehrt das Selbstverständliche vorsichtig in die deutsche Öffentlichkeit zurück. Wofür man kurz davor noch abgestraft wurde, das durfte plötzlich ein Filmemacher: Edgar Reitz. Er durfte seine Fernsehfamiliensaga aus dem Hunsrück „Heimat“ nennen. Das war eine Sensation. Die deutsche Seele war für einen großen Augenblick erschüttert.

Reitz hat ein Monumentalwerk geschaffen, unter dem Oberbegriff „Heimat“ sind seit 1980, in zwanzig Jahren, dreißig Filme entstanden. Sie erzählen Familiengeschichte im Spannungsfeld zwischen Region, Provinz und Nation. Heimat ist damit Region, sie kann Provinz sein und sie ist Baustein der Nation. Ursprünglich war Heimat ein Begriff der Grundbuchverwaltung. Heimat bezeichnete alles, was zum Besitz einer Familie gehörte, insbesondere Haus und Grundstück. „Das Haus ist ein Ziel“, schreibt Reitz in dem Bildband „Die Heimat Trilogie“, den er im Jahr 2004 herausgegeben hat. „Wenn man es betritt, ist man angekommen. Wenn man es verlässt, braucht man ein neues Ziel. Ein Haus allein ist nicht Heimat, aber eine Heimat ohne Haus ist leer.“

Man könnte diesen Gedanken weiterführen und sagen, ein Vaterland ohne Heimat sei leer. Denn was ist schon die Vaterlandsliebe, was wäre sie ohne ein Heimweh?

Und seither?

Von den Schriftstellern hat es Bernhard Schlink mit dem im Jahr 2000 publizierten Essay „Heimat als Utopie“ nochmals probiert. Er brachte Heimat mit einem populären Intellektuellenbegriff in Verbindung, mit dem „Exil“, und auch in der Sache der Utopie kam er in der Nachfolge von Ernst Bloch zu einer Kompromissformel. „Heimat ist ein Ort nicht als der, der er ist, sondern als der, der er nicht ist.“ Daran mögen sich die Dialektiker der Aufklärung ergötzen.

Wir aber gehen einen Schritt weiter. Wir sagen: Heimat ist eines der schönsten Wörter der deutschen Sprache.



Aus: Thea Dorn, Richard Wagner, „Die Deutsche Seele“. Knaus Verlag, München 2011.

Richard Wagner wurde 1952 im Banat geboren. 1987 verließ er nach Arbeits- und Publikationsverbot Rumänien und lebt seitdem als Schriftsteller in Berlin.

Die Hauptstadt der Bukowina als *Sehnsuchtsort*

Mythos Czernowitz

Von Eduard Weissmann

Czernowitz, meine Heimatstadt, ist für mich ein ferner Ort der Erinnerungen geworden. Einen „Sehnsuchtsort“ nennt Volker Koepp diese schöne Stadt. Für die Nachgeborenen Europäer ist Czernowitz die Stadt großer jüdischer Schriftsteller und Poeten, wie Paul Celan, Rose Ausländer, Selma Meerbaum-Eisinger (um nur einige zu nennen!), die die deutsche Sprache zu höchster Vollkommenheit entwickelten. Czernowitz ist ein Mythos geworden.

Im Brockhaus lese ich zum Begriff Mythos: „Sage: eine dem ursprünglich naivem Empfinden entsprungene und als zeitlose, Gegenwart erscheinende Aussage über die Zusammenhänge der Welt mit der eigenen Existenz in einer rational nicht beweisbaren Verknüpfung zwischen menschlichem und göttlichem. Allerdings mit Anspruch auf Wahrheit. In ihrer Frühzeit ergreifen die Völker im Mythos das heilige. Die heiligen Worte verkünden die Machtbeweise einer Gottheit am Kultort. Aus dieser Verknüpfung und dem Bestreben die Göttergeschichte biografisch zu vervollständigen, entsteht der Mythos. So ist der Mythos von vornherein mit dem Dichterischen verbunden“.

Der letzte Satz scheint mir besonders bedeutsam. Er passt zu einem Satz, der dem Roman „Die Rückkehr des Hooligan“ von Norman Manea entnommen ist, jenem rumänischen Czernowitzer, der jetzt im New Yorker Exil lebt. In einer leichten Abwandlung beziehe ich das Zitat auf Czernowitz.

„Der Mythos Czernowitz ist einer, der mehr Abwesenheit hinterlässt als seine damalige Anwesenheit füllen konnte, mehr Einsamkeit als sein Dasein verdrängen konnte.“

Im tiefsten Kern der Sehnsucht nach Czernowitz befindet sich ein uneinnehmbarer Brückenkopf der Nostalgie, eine breite Spur von Verlust, eine tiefgreifende Trauer über den „Riss“ der durch das „Potential“ geht, dessen was noch hätte sein können. Die gelebte Utopie „Czernowitz“ löst durch ihr Verschwinden einen Prozess aus, der in einer Verdichtung zum Mythos münden könnte.

Es ist sicherlich eine gewagte These und dennoch fasziniert mich der Gedanke, dass durch die Übernahme ins kollektive Gedächtnis dieser Prozess vollendet werden könnte.

Der Mythos Czernowitz hat eine sehr starke evokative Komponente. Er ruft etwas wach, das man vielleicht als die in uns ewig schlummernde Sehnsucht bezeichnen könnte, nach einer Kultur der emotionalen Erinnerung oder nach einer Erinnerung der emotionalen Kultur.

In dieser Stadt wurde aus einer Keimzelle der Polykultur ein kosmopolitisches Gemeinwesen. Das aus der gelebten Toleranz entstandene Gleichgewicht führte zur Bildung eines Gemeinwesens, das einzigartig war. Die wachsende politische und ideologische Radikalisierung mit zunehmenden

nationalistischen, militanten und faschistischen Tendenzen bereiteten diesem Gemeinwesen ein jähes Ende. Die Utopie Czernowitz war eine gelebte Utopie.

Leider bestehen Utopien zur Hälfte aus Theorie und daher ist ihr Bestand äußerst ungesichert. Ihr Verfallsdatum wird durch die gnadenlose Wirklichkeit sehr verkürzt. Für einen zeitgeschichtlichen Augenblick schien Czernowitz ein gelungenes Experiment einer austarierten Polykulturalität zu werden. Es sollte aber nicht sein.

Der Stern dieses vereinten Europas in Czernowitz erleuchtete für eine kurze Dauer halb Europa, und verglühte anschließend in den Tiefen der Barbarei.

In unserer Epoche gerät Czernowitz als Vorbote eines friedlich vereinten Europas zunehmend zu einem Ort der projizierten Sehnsüchte. Je mehr Frieden, Toleranz, Harmonie, Kommunikation sich aus unserer gelebten Wirklichkeit entfernen, desto attraktiver wird das idealisierte Bild einer Stadt, die diese Sehnsüchte vor 100 Jahren erfüllte. Das ist der Stoff, aus dem ein Mythos entstand.

Eduard Weissmann wurde 1943 in Czernowitz (ukrainisch Černivci, rumänisch Cernăuți) geboren. Der größte Teil seiner Familie wurde im Holocaust ermordet. Weissmann wuchs in Bukarest auf und studierte am Konservatorium der rumänischen Hauptstadt Cello. Nach der Ausreise in die Bundesrepublik war er ab 1970 Cellist im heutigen Deutschen Symphonie Orchester Berlin.



Auf Einladung der DRG wurde Ende Januar im Rumänischen Kulturinstitut Berlin der von Victoria Popovici, Wolfgang Dahmen und Johannes Kramer herausgegebene Band „Gelebte Multikulturalität. Czernowitz und die Bukowina“ vorgestellt. Anschließend zeigte Regisseur Volker Koepp Ausschnitte seines Films „Dieses Jahr in Czernowitz“, der die Wiederbegegnung ehemaliger Czernowitzer mit ihrer Heimatstadt schildert. Mitwirkende u. a. unser langjähriges Beiratsmitglied Eduard Weissmann und seine Frau Gabriele. Auf dem Podium (v.l.n.r.): Mitherausgeber Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen, Buchautorin Dr. Anke Pfeifer, Moderator Dr. Markus Bauer, Buchautorin Tetyana Kloubert. Foto: Gerhard Köpernik

Herta Müllers neuer Essayband „Im Teufelskreis der Wörter“

Von Edith Ottschofski

Mit der beeindruckenden Nobelvorlesung der Preisträgerin beginnt der Essayband Herta Müllers „Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel“, der jetzt im Hanser Verlag erschienen ist. Darin vereint sind Texte, die man teilweise aus der Presse, Dankesreden oder aus Vorwörtern schon kennt. Herta Müller liefert einen Einblick nicht nur in ihre persönlichen und literarischen Vorlieben, sondern verrät neben biografischen Eckpunkten auch einiges aus ihrer Schreibwerkstatt.

Schon die Titel der einzelnen Essays lassen aufhorchen: „Jedes Wort weiß etwas vom Teufelskreis“, „Am Rand der Pfütze springt jede Katze anders“ und nicht zuletzt der Titel des Bandes selbst. Neben den Reden tauchen Essays sowohl zu bekannten als auch zu leider fast vergessenen Namen auf: Oskar Pastior oder M. Blecher, Roland Kirsch oder Theodor Kramer und nicht zuletzt Emil Cioran.

Herta Müller horcht in die Sprache hinein, klopft die einzelnen Wörter ab, reflektiert sie und kommt so etwa von der Frage der Mutter nach dem Taschentuch am Tor, der fast widerwilligen Zärtlichkeit der Bäuerin, zur Sprache der Technik, die die Autorin früher als Übersetzerin in einer Fabrik kennen lernte. Von den Treppenaugen und den Treppenwangen, die sie auf ihrem Treppenbüro im Wörterbuch nachschlug, kommt sie zur Frage, ob den Technikern die Arbeit erst erträglich würde durch eine versteckte Zärtlichkeit. Womit man wieder beim Taschentuch angelangt ist, dem Symbol dieser Zärtlichkeit. Als kleinster Gegenstand hat auch das Taschentuch die Eigenschaft, das Disparateste im Leben zusammenzubinden. Die Gegenstände kreisen und in diesem Kreisen der Gegenstände und in ihren Abweichungen macht Herta Müller einen Teufelskreis aus, in den die Wörter hineingezogen werden und aus dem dann so etwas entsteht wie Literatur: „Ich lief dem Gelebten im Teufelskreis der Wörter hinterher, bis so etwas auftauchte, wie ich es vorher nicht kannte.“ (S. 18)

Und immer wieder auch in einzelnen Reden wird der Bogen gespannt zur verstörenden Geschichte ihrer Schikanierung durch die Securitate. „Beschädigungen, das muss man sich eingestehen, sind und bleiben Bindungen – notwendig, ungestüm und gnadenlos.“ (S. 36) In „Cristina und ihre Attrappe oder Was (nicht) in den Securitate-Akten steht“ thematisiert die Autorin ihre Verfolgung und rechnet ab mit ihren Peinigern, vor denen sie auch in neuester Zeit nicht sicher ist; aber auch mit den Spitzeln, die sie offen preisgibt. Herta Müller beschreibt aber auch ihr Dilemma, dass sie jahrelang einerseits verfolgt und andererseits verleumdet wurde.

Von den realen Situationen, etwa den Verhören des Direktors der Fabrik, springt der Funke fast unmerklich über zur Literatur. Alle Hemden des Direktors hatten eine Tulpe aufgesteckt als gelebten Irrsinn und somit praktizierte Literatur. Diese Tulpe und die Gedanken daran bewahren sie wohl davor, an das Verhör und seine Gefahren zu denken.

Die poetische Literatur Herta Müllers eignet sich allerdings nicht für eine simple Deutung aufgrund ihrer Biografie: „Aber nie hab ich eins zu eins über Erlebtes geschrieben, sondern nur auf Umwegen. Dabei hab ich immer prüfen müssen, ob das wirklich Erfundene sich das wirklich Geschehene vorstellen kann.“ (S. 84) Erst dann wird aus dem Geschehenen das Erfundene: „Je mehr das Geschriebene mich ausraubt, desto mehr zeigt es dem Gelebten, was es im Erleben nicht gab.“ (S. 20) Die Arbeit am Text beginnt mit einem Aufhorchen bei den einzelnen Wörtern, das in eine Heimsuchung mündet, „wenn mich durch die Namen der Dinge die Inhalte der Wörter heimsuchten“ (S. 89). Und dabei wird alles immer etwas anderes, „weil man Worte dafür finden musste, weil man darüber sprach.“ (S. 96) Aber die Schriftstellerin gesteht: „Ich traue der Sprache nicht. Am besten weiß ich von mir selbst, dass sie sich, um genau zu werden, immer etwas nehmen muss, was ihr nicht gehört.“ (S. 98) So werden die Sprachbilder diebisch, der gültigste Vergleich raubt sich Eigenschaften, die ihm nicht zustehen. Und so entsteht Literatur, also eine wortgültige Realität, „erst wenn das, was sich im Wirklichen ausschließt, im Satz plausibel geworden ist“ (S. 98). Herta Müller spricht von einem „Augenhunger der Wörter“ und von einer „Not des Blicks“ (S. 116), die aus der genauen Liebe hervorgehen. An den Rand der Dorfheimat und an den Rand der Staatsheimat gelangt, ist es die genaue Liebe zur Sprache, die Herta Müller ausmacht. Ihre vergrößerten Wörter funkeln mit einem ‚störrischen Glanz‘ so lange, bis das ‚gänzlich Erfundene, das wirklich Gewesene einigermaßen streifen kann‘ (vgl. S. 114-115).

Mit dieser Sammlung lässt Herta Müller die Leser in ihre Schreibstube lugen und dadurch an ihrem kreativen Prozess teilhaben. Die Essays selber geraten dabei zu kleinen Kunstwerken. So kann die simple Frage nach einem Taschentuch die Welt erklären und uns in den Bann des Teufelskreises der Wörter ziehen. Alles in allem ein schönes Leseabenteuer, anklagend, verstörend und immer wieder poetisch.

Herta Müller: *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel.* Carl Hanser Verlag, München 2011, 256 Seiten, 19,90 €.

Banater Familiengeschichte mit historischem Hintergrund

Von Maria Irod

„In jedem Sturm steckt ein Teufel. In einem sommerlich flüchtigen wie auch in einem, der sich tagelang schwer aufs Land legt.“ So fängt Catalin Dorian Florescu neuer Roman an, der die mehrere Generationen überspannende Geschichte einer banatschwäbischen Familie aus der Sicht ihres jüngsten Sprösslings erzählt. Diesem ebenso rätselhaften wie vielversprechenden ersten Satz folgt noch auf derselben Seite eine Festlegung in Zeit und Raum: „Im Juli 1924 kam mein Vater aus solch einem Gewitter heraus, und er widersprach jenen nie, die meinten, er habe mit dem Teufel paktiert.“ Nach diesem Einstieg in die Geschichte darf der Leser auf einen Familienroman gespannt sein, in dem gelegentlich auch poetisch-fantastische Elemente eine Rolle spielen würden. Diese Erwartung wird im Fortgang der Handlung nicht enttäuscht.

Der Autor bringt sein Buch schnell in Fahrt. Der Vater der erzählenden Hauptgestalt heißt auch Jakob, allerdings mit „k“. Seine wahre Identität bleibt bis zum Schluss ungeklärt. Einen Familiennamen bekommt er erst durch Anheirat. An einem stürmischen Sommertag des Jahres 1924 bricht Jakob ohne Nachnamen wie aus dem Nichts ins Leben der angesehensten Bauernfamilie aus dem schwäbischen Dorf Triebswetter bei Temeswar ein, um sich Hof und Acker anzuheiraten. Er hatte in der Zeitung gelesen, dass die einzige Tochter des verwitweten Ober- tin gerade aus Amerika mit viel Geld zurückgekehrt und zugleich auf verzweifelter Suche nach einem Mann sei, der den Hof übernehmen und weiterführen könnte.

Soweit zur Ausgangssituation. Eins noch: Wir erfahren schon sehr früh ziemlich viele historische Details über die Gründung des Dorfes in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts sowie über das Ansehen der Familie Obertin, das auf ihren Vorfahren Frederick Obertin zurückgeht, der mit den Lothringer Einwanderern ins Banat kam und zum ersten Richter im neugegründeten Dorf wurde. Es handelt sich also um einen Roman, der, ohne dokumentarisch angelegt zu sein, über das Fiktionale hinaus auch geschichtliches und landeskundliches Wissen vermittelt. Dies geschieht jedoch nie ästhetisch unreflektiert, sondern schafft vielmehr den notwendigen Hintergrund, vor dem die handelnden Personen besser in Erscheinung treten können. Der inhaltsreiche Erzählstoff wird einer strengen Architektur unterworfen, die auf wiederkehrenden Bildern und Motiven beruht. So wiederholt sich etwa im Falle der männlichen Protagonisten dieser historisch weit gefassten Familiengeschichte dasselbe Verhaltensmuster: die gewaltsame In-Besitznahme von materiellen Gütern und Frauen. In eingeschobenen Rückblenden greift Jacob zeitlich zurück und schildert

ausführlich die Vorgeschichte seiner Familie. Bei seinen Eltern findet das sensible und körperlich schwache Kind kaum Zuneigung. Interessanterweise sind die einzigen Bezugspersonen Jacobs besonders begabte Erzähler: Außer dem Großvater gibt es auch Ramina, eine der Heilkräuter kundige Zigeunerin, die bei der Geburt Jacobs geholfen hat und die ihm zuliebe eine zweite märchenhaft verklärte Version seiner Geburt erfindet. Jacob erfährt also schon früh die Einbildungskraft als einen Zufluchtsort, der ihm ermöglicht, Abstand vom tristen Alltag zu gewinnen.

Bei dieser Figurenkonstellation wäre man geneigt, das Buch als Anti-Heimatliteratur zu betrachten. Das wäre jedoch irreführend. Auch wenn die nackte Brutalität des Landlebens oft unverblümt beschrieben wird und die Verknüpfung von Macht, Schmerz und Schweigen als Grundstruktur der autoritär-patriarchalen Gesellschaft einen gewissen Erklärungswert im Rahmen des Romans besitzt – besonders deutlich tritt sie in der Haltung Jacobs zutage, der seine Frau systematisch zum Schweigen bringt und seinen Sohn durch physische Gewalt nach seinem Vorbild formen will – lassen sich die Gestalten keineswegs auf theoretische Schemata reduzieren. Die Menschen werden nicht in Schwarz oder Weiß porträtiert, und die Grenze zwischen Machträgern und Außenseitern ist ebenso labil wie die Beziehung des Ich-Erzählers zu seinem Vater, den er hasst und bewundert zugleich. Die unerwartete Entwicklung, die Jacob gegen Ende des Romans durchmacht, gleicht einer späten Annäherung an den Vater, dessen Charaktereigenschaften er sich erstaunlicherweise aneignet. Vom Vater verraten und an die sowjetischen Soldaten ausgeliefert, erlebt Jacob eine Reifungskrise, die ihn zu einem willensstarken, widerstandsfähigen Mann werden lässt. Nur die Bereitschaft zu verzeihen und zu lieben bleibt ihm erhalten ebenso wie das Lachen, das als Leitmotiv in kritischen Momenten seines Lebens erscheint. Ganz zum Schluss lacht Jacob wieder, als er zusammen mit seinem geschwächten und enteigneten Vater deportiert wird und „am Ende der Welt“ (vermutlich im Bărăgan) neu beginnen muss.

Bei der großen Dichte der dargestellten Ereignisse könnten manche Gestalten des Romans als zu skizzenhaft erscheinen. Dies ändert jedoch nichts an der Lebendigkeit und der Glaubwürdigkeit der Handlung. Alles in allem ein lesenswertes Buch, das verwickelte und spannend erzählte Geschichten mit einer schönen, ausdrucksstarken Sprache verbindet.

Catalin Dorian Florescu: *Jacob beschließt zu lieben. Roman.* C.H. Beck Verlag, München 2011, 403 Seiten, 19,95 €.

Facetten der Zeit: Individuelle und allgemeine Geschichte Banater Schicksale in Rumänien und in Deutschland

Von Cosmin Dragoste

„Die Vergangenheit entlässt dich niemals“, schrieb der rumäniendeutsche Autor Richard Wagner in seinem Roman „Miss Bukarest“ (2001). Ein Satz, der für die meisten deutschen Schriftsteller aus Rumänien ihre Gültigkeit bewahrt hat. Auch Johann Lippert kann die Vergangenheit nicht loswerden. Erinnerung bedeutet Leben, scheint das Motto zu sein, das seine Werke durchzieht. Denn solange die Erinnerung die Ereignisse, die Menschen oder die Orte immer wieder ins Gedächtnis ruft und aufarbeitet, bleiben diese Geschehnisse lebendig. Das Gedächtnis und die immerwährende Bearbeitung vergangener Ereignisse sind eine Art heilige Aufgabe, die dem Schriftsteller zukommt.

Lipperts Band „Der Altenpfleger“ besteht aus zwei langen Geschichten, die als gemeinsamen Nenner den Hintergrund Rumänien haben. Die erste Erzählung, „Damit sie nicht fröstelt. Ein Nachruf“, schildert die Geschichte einer ehemaligen Deutschlehrerin aus dem Banat, die in den 1980er Jahren nach Deutschland gezogen ist. Der narrative Rahmen ist nicht sehr aufmerksam aufgebaut; man bemerkt die Ungeduld des Erzählers, die literarischen Konventionen zu überspringen, um zu dem Stoff zu kommen, dem sein Interesse gilt. Die individuelle Geschichte der Lehrerin wird immer mit der Historie der Gegend und auch mit der Rumäniens verknüpft, jedoch werden leider fast immer die Nahtstellen sichtbar, so dass das so entstehende Ganze manchmal einen künstlichen Eindruck erweckt. Es gibt zu viele Plätze, in denen die Geschichte Rumäniens mit besonderem Blick auf das Banat und die deutsche Bevölkerung dieser Region urkundenartig, ohne Tiefe dargestellt wird, ohne die Auswirkungen des *Terrors der Geschichte* deutlich genug zu beleuchten. Sehr gelungen sind hingegen die (wenigen) Szenen, die die „große“ Geschichte aus der Perspektive des individuellen Schicksals erläutern. Lippert gelingt es, dem Leser anschaulich ein ziemlich zusammenhängendes Bild von den Aspekten der Geschichte der Deutschen in Rumänien während der Zwischenkriegszeit, des Faschismus und des Kommunismus vorzustellen. So ein großzügiger und ausgedehnter Stoff hätte aber einen viel breiteren narrativen Raum gebraucht. Das hat zur Folge, dass der Eindruck der Zusammendrängung, der Eile unvermeidlich ist und die wirklich starken Facetten der Erzählung nicht in den Vordergrund treten können.

Die zweite Geschichte des Bandes, die dem Buch auch seinen Titel gibt, ist interessanter und zusammenhängender aufgebaut, der Akzent liegt nicht auf der Handlung (denn es „passiert“ fast nichts), sondern auf der

Beobachtung der feinen Veränderungen, die das Altern mit sich mitbringt. Der mittellose Schriftsteller Richard Bauer, der dazu gezwungen ist, sich einen Job und eine Wohnung zu suchen, wird von einer vornehmen Dame als Pfleger für ihren alten Vater angestellt. Herr Schummer ist ein merkwürdiger alter Mann, der nicht viel spricht, von seinem Tagesablauf nicht abweicht, recht mürrisch wirkt und nicht imstande zu sein scheint, eine wirkliche Freundschaft zu schließen. Der Alte stammt (wie sollte es anders sein) aus dem Banat, aber glücklicherweise spielt die Herkunft eine untergeordnete Rolle in der Geschichte, da die Aufmerksamkeit des Erzählers auf die Alternsnuancen, auf das Menschliche, das Gebrechliche fokussiert ist. Im Mittelpunkt steht ein Mensch, der nicht mehr Vertreter und Symbol eines ganzen Volkes, sondern eine selbständige Figur ist. Richard zieht in die Wohnung des Alten ein, und das scheint Herrn Schummer weder zu freuen noch zu stören. Der alte Mann spaziert jeden Tag, duscht lange, isst, ohne ein Wort zu sagen, schaut jeden Abend um die gleiche Uhrzeit fern. Das tägliche Programm des wortkargen Mannes wiederholt sich in unveränderter Reihenfolge. Die Welt, die sich um ihn bildet, scheint eine zeitlose zu sein. Doch bald werden die Zeit und ihr Vergehen vom Pfleger wahrgenommen. Herr Schummer beginnt, immer gebrechlicher zu werden, immer öfter Hilfe zu brauchen, verlässt das Haus nicht mehr, sein Tagesprogramm ist chaotisch. Der Körper beginnt zu verfallen, und der Erzähler folgt aufmerksam und mit feinem Gefühl für die verschiedenen Nuancen den Wirkungen auf den psychischen Zustand des alten Mannes. Es entsteht ein glaubwürdiges und ergreifendes Bild des Altern, das nicht nur das Individuum, sondern auch die Beziehungen zu den Mitgliedern der Familie grundlegend verändert. Mit viel Beobachtungsgeist und Empathie werden uns, den Lesern, zuerst die Zeichen, dann die konkreten Äußerungen des Älterwerdens übermittelt. Der Erzähler nimmt seine Figur aus einer statischen, unnatürlichen literarischen Mitte heraus und gestaltet sie zu einem lebendigen Menschen, dessen allmähliche Verwandlungen beeindruckend sind. Allerdings beendet man das Lesen dieses schönen Buches mit einem Bedauern: Dieser Stoff hätte einen größeren Umfang verdient, die Erzählung ist schlicht zu kurz geraten. Man hätte erwartet, dass Johann Lippert einen solchen Stoff, der geschickt und feinfühlig dargestellt wird, sich in einem großzügigeren epischen Raum hätte entfalten lassen.

Johann Lippert: *Der Altenpfleger. Zwei Erzählungen.*
Pop Verlag, Ludwigsburg 2011, 259 Seiten, 13,20 €.

Die Geschichte einer bessarabiendeutschen Familie im 19. und 20. Jahrhundert

Heimatverlust und Heimatgewinn

Von Ute Schmidt

Die romaneske Familiensaga umgreift fünf Generationen deutscher Siedler, deren Vorfahren im frühen 19. Jahrhundert nach Bessarabien ausgewandert waren. Sie ist zugleich eine Geschichte von Migration, von Hoffnungen, Abbrüchen, Verlusten und mehrfachem Neubeginn. Denn die politische und ökonomische Entwicklung in diesem Gebiet, das seit 1812 zu Russland, von 1918 bis 1940 zu Rumänien und von 1940 bis 1991 zur Sowjetunion gehörte, war durch zahlreiche Einschnitte und eine hohe Mobilität gekennzeichnet.

Der Verfasser schildert die wechselvollen Schicksale seiner Vorfahren im Zuge der Auswanderung aus Preußen, der 125-jährigen Siedlungsgeschichte, der Aussiedlung im Herbst 1940 infolge des Hitler-Stalin-Paktes, der Ansiedlung im besetzten Polen und schließlich Krieg, Flucht und Integration im Nachkriegsdeutschland. Er selbst lebt heute in Nordhessen, wohin es die Familie nach 1945 verschlagen hat.

Um diese Geschichte für die nachfolgenden Generationen zu verlebendigen, versetzt sich der Verfasser in die Biographien seiner Akteure und beschreibt ihre Mentalität und jeweiligen Lebensumstände. Quellengrundlagen sind die mündliche Überlieferung innerhalb der Großfamilie, eigenes Erleben, persönliche Erinnerungen sowie einige Dokumente, die trotz Aussiedlung, Krieg und Flucht gerettet werden konnten.

Das Buch erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch. Dennoch bedient sich der Verfasser der einschlägigen Literatur, um die historischen Vorgänge zu „rekonstruieren“ und seine Erzählung in den „Zusammenhang der jeweiligen Epoche“ zu platzieren. Leider verzichtet er darauf, den interessierten Lesern entsprechende Belege und Hinweise an die Hand zu geben, um die Trennung von Fiktion und Historiographie kenntlich zu machen.

Die Erfahrungsgeschichte der Leitfiguren ist verknüpft mit bestimmten Konstellationen in der bessarabiendeutschen Geschichte. In diesem Kontext werden auch allgemeine Themen wie die Aufkündigung der Kolonistenprivilegien, Weiterwanderungen, interethnische Beziehungen, aufkommender Nationalismus, die politischen Verhältnisse in der 1930er Jahren, die NS-Umsiedlungspolitik sowie die Kriegs- und Nachkriegszeit behandelt.

Die Generationenreihe beginnt mit dem „Pionier“ Gottfried, der 1788 noch im preußischen Lorendorf geboren war. Wagemut, Gottvertrauen, Zusammenhalt, Fleiß und unermüdliche Arbeit helfen ihm und seiner Familie, die schwierige Anfangszeit in Südrussland durchzustehen.

Ihm folgt der „Bauer“ Christian, geboren 1820 in der deutschen Gemeinde Leipzig/Bessarabien. Die

Lebensverhältnisse haben sich inzwischen verbessert, doch gibt es immer wieder Rückschläge durch Epidemien, Missernten, Kriegsfolgen, persönliches Leid und frühen Tod.

Samuel, der „Schatzsucher“ (geb. 1855), erlebt bereits eine Zeit zunehmenden Wohlstands. Die Funde aus einem von ihm entdeckten Skythengrab werden von Archäologen geborgen und nach Sankt Petersburg gebracht. Zar Alexander III. verleiht ihm einen hohen Orden; außerdem erhält er 1.000 Rubel Finderlohn - ein Grundstock für weitere Geschäfte im Vieh- und Pferdehandel und im Geldverleih. Samuels Söhne kommen beide im Ersten Weltkrieg ums Leben. Reinhold, der „Feldscher“, (geb. 1885) findet als Sanitäter seinen schwer verwundenen Bruder Johann im September 1914 auf dem Schlachtfeld wieder. Er selbst stirbt 1917 in einem Lager in Tiflis/Kaukasus an Typhus.

Christian (geb. 1908), der Vater des Verfassers, ist der „Alleskönner“. Er besitzt ein reiches Erfahrungswissen, handwerkliche Qualifikation, Improvisationstalent, Interesse für moderne Technik. Der gelernte Schreiner eröffnet 1931 einen eigenen Betrieb. Der Einmarsch der Roten Armee in Bessarabien im Juni 1940 bedeutet für sein Geschäft das Aus. Nach der Umsiedlung wird ihm eine Schreinerei in Polen übergeben, in der er mit dem polnischen Besitzer gut zusammenarbeitet. Die deutschen und polnischen Familien pflegen bis heute Kontakt. 1943 wird Christian zum Militärdienst einberufen; er landet schließlich in amerikanischer Gefangenschaft. Die Familie findet 1947 in Liebenau/Hessen auf dem Gut der Familie von Pappenheim wieder zusammen. Christian bekommt eine Anstellung als Treckerfahrer, Schreinermeister und Stellmacher. Seine vielseitigen Fähigkeiten werden auch hier sehr geschätzt. Nach einigen Jahren entsteht eine kleine Siedlung mit 28 Häusern, die meist in Eigenleistung gebaut wurden. Im Volksmund heißt sie „Klein Bessarabien“.

Auch die Frauen werden in diesem Buch als starke und eindrucksvolle Persönlichkeiten beschrieben. Die Personenbeschreibung ist nicht immer frei von Idealisierung. Leitmotiv der Darstellung sind charakteristische bessarabiendeutsche Tugenden wie Pioniergeist, Fleiß, Redlichkeit, Frömmigkeit, familiärer Zusammenhalt und Hilfsbereitschaft als Bedingungen für den Erfolg in der alten wie in der neuen Heimat.

Egon Sprecher: Heimat verloren – Heimat gewonnen. Schicksale einer bessarabiendeutschen Familie von 1813 bis 1947. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde e.V. 1834 Kassel (Zweigverein Hofgeismar), Hofgeismar 2011, 276 Seiten, 18,80 €.

Von der Blütezeit zum Niedergang der jüdischen Gemeinde in Klausenburg Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Siebenbürgen

Von Mariana Hausleitner

Der kleine Gabriele Schäfer Verlag brachte die Übersetzung dieses Buches heraus, dessen umfangreichere ungarische Ausgabe bereits zweimal erschien. Der aus Klausenburg/Cluj/Kolosvár stammende Autor Dániel Lówy erwähnt kurz, dass er als Kind der Vernichtung entkam, weil er 1944 in die Schweiz ausreisen konnte. Mit viel Mühe hat er 76 Überlebende aus Klausenburg ausfindig gemacht, die in Rumänien, Ungarn, Deutschland, den USA, Israel, Schweden und in anderen Staaten leben. Durch Zitate aus ihren Schilderungen bekommt man Einblick, was Menschen fühlten und dachten, als sie aus ihrem Leben plötzlich herausgerissen wurden.

Im ersten Drittel referiert Lówy die Ergebnisse seiner langjährigen Recherchen zur Geschichte der jüdischen Gemeinde von Klausenburg seit dem 18. Jahrhundert. Neben der orthodoxen Gemeinde entwickelte sich seit 1868 die neologe Strömung, welche die Ausübung der Religionsgesetze modernisierte. Sehr viele Juden strebten die Akkulturation an und schickten ihre Kinder in ungarische Schulen. Viele Söhne aus der Ober- und Mittelschicht konnten studieren. An der Franz-Josef-Universität lehrten zwanzig jüdische Professoren. Die Juden begründeten sehr viele Handels- und Industrieunternehmen in Klausenburg. Die Wohlhabenden spendeten Geld für jüdische Wohltätigkeitsverbände und Sportvereine. Aufgrund ihrer großen Steuerbeiträge gelangten einige Juden seit den 1880er Jahren in die Führungsgremien der Stadt. Durch ihre jüdische Herkunft und ungarische Muttersprache war ihr sozialer Aufstieg aber nach 1918, nach dem Anschluss Siebenbürgens an Rumänien behindert. Von staatlicher Seite wurden die Klausenburger Juden vor allem verfolgt, als Nordsiebenbürgen nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch 1940 wieder zu Ungarn kam. Dort waren Juden bereits seit 1938 durch Sondergesetze diskriminiert und aus vielen Tätigkeitsbereichen hinausgedrängt. Seit 1941 mussten junge Männer zum Arbeitsdienst. Viele kamen an der Ostfront um oder gerieten in sowjetische Kriegsgefangenschaft.

Das furchtbarste Kapitel begann, als am 27. März 1944 eine deutsche Einheit nach Klausenburg kam. Sie veranlasste die sofortige Verhaftung von 150 angesehenen Juden, aus deren Reihen der Judenrat gebildet wurde. Er musste Befehle bekannt geben und die Namen von Juden zusammenstellen, bei denen Wertgegenstände gefunden werden konnten. Um die genaue Anzahl der Juden festzustellen, wurden am 14. April Listen für jüdische Lebensmittellisten ausgelegt, in die sich alle nichts ahnend eintrugen. Am 2. Mai besprach der Bürgermeister mit dem Polizeichef, dem Kommandeur der Gendarmerie und

150 Leuten vom Ortsvorstand die Zusammentreibung aller Juden und ihre Ausplünderung. Auf dem Gelände einer Ziegelfabrik wurden über 16.000 Klausenburger Juden vor ihrer Verschickung nach Auschwitz konzentriert. Dorthin brachte man auch 2.300 Juden aus dem Komitat Kolozs. Lówy befragte die Überlebenden, warum nur so wenige versuchten, über die nahe gelegene Grenze in das rumänische Südsiebenbürgen zu fliehen, wo viele Verwandte hatten. Sie erzählten, der Judenrat habe verbreitet, sie würden in Lager in Transdanubien gebracht, um dort landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten. Auf Flucht stand jedoch die Todesstrafe.

Das letzte Drittel des Buches ist dem Verhalten der Mitglieder des Judenrates gewidmet, die für sich und ihre Angehörigen das Überleben organisierten, während die anderen Gemeindemitglieder deportiert wurden. Lówy referiert wie der neologe Rabbiner Mózes Weinberger (später Carmilly-Weinberger) vor der Flucht warnte, sich aber am Abend vor der Ghettoisierung mit seiner Frau in Richtung Rumänien absetzte. Als er später in Israel deswegen kritisiert wurde, behauptete er, dass er Rettung von außen organisieren wollte. Ein wirkungsvolles Netz für untergetauchte Juden baute aber nur der ebenfalls geflüchtete Ernő Marton von Bukarest aus auf. Marton erhielt Unterstützung von Aurel Socol, dem rumänischen Konsul aus Klausenburg. Lówy skizziert auch die Rettungsaktion des Klausenburger Anwaltes Rezső Kasztner (Rudolf Kastner). Nach zähen Verhandlungen mit den Deutschen und der Übergabe eines großen Geldbetrages erreichte er, dass 1944 eine Gruppe von 1.684 Juden in die Schweiz ausreisen konnte. Die meisten stammten aus Budapest, aber es waren auch 388 Klausenburger dabei. Der prominenteste war Kasztners Schwiegervater József Fischer, der Präsident des Jüdischen Nationalverbandes und ehemalige Abgeordnete im rumänischen Parlament. Zu den Privilegierten gehörten wohlhabende Juden, Rabbiner und Intellektuelle mit ihren Familien.

Abschließend stellt Lówy kurz die Lage der Klausenburger Juden nach 1945 dar. Bis 1947 stieg ihre Zahl langsam wieder auf 6.500, wobei viele aus anderen Gebieten Rumäniens kamen.

Dániel Lówy: *Von der Ziegelfabrik bis zum Viehwagon. Der Untergang einer jüdischen Gemeinde im siebenbürgischen Klausenburg.* Aus dem Ungarischen von Tibor Schäfer. Gabriele Schäfer Verlag, Herne 2011 (= *Studien zur Geschichte Ost- und Ostmitteleuropas*, 10), 392 Seiten, 33,90 €.

„War man Deutscher, war es nicht gut, und war man keiner, war es auch nicht gut.“

Zur Geschichte der deutschen Minderheit in Bukarest

Von Othmar Kolar

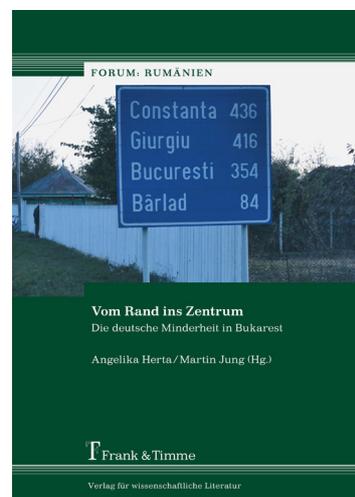
Das Buch der beiden jungen Herausgeber schließt eine Lücke in der Forschung, denn über die deutsche Minderheit in Bukarest gibt es kaum wissenschaftliche Literatur; auch sonst ist dies kein viel diskutiertes Thema, wie sich jeder Leser leicht selbst mit einer Recherche im Internet überzeugen kann. Dafür gibt es natürlich eine logische Erklärung: Während andere deutschsprachige Minderheiten in Rumänien, seien es die Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben oder auch Bukowina-Deutschen, über eine jahrhundertlange Geschichte und Tradition verfügten und relativ kompakte und geschlossene Gruppen bildeten, gilt dies für die Deutschen in Bukarest in viel geringerem Ausmaß. Zwar gab es schon im Mittelalter Deutsche in Bukarest, doch eine zahlenmäßig relativ starke Gruppe wurden sie erst nach 1918, als Bukarest die Hauptstadt Groß-Rumäniens wurde, das Siebenbürgen, das Banat und die Bukowina mit einschloss, und Bukarest als politisches, kulturelles und wirtschaftliches Zentrum Menschen aus dem ganzen Land gleich welcher Nationalität anzog.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis eines Oral-History-Projekts, bei dem Studierende der Germanistik, Literaturgeschichte, Geschichte und Soziologie der Universität Bukarest unter der Leitung eines deutschen Wissenschaftlers und einer österreichischen Wissenschaftlerin sich das Ziel setzten, Lebensgeschichten der Angehörigen der deutschen Minderheit in Bukarest zu dokumentieren (S. 14). Zu diesem Zweck wurden von den beiden Herausgebern 12 Interviews mit durchweg betagten Deutschen geführt, die zwischen 1913 und 1943 geboren wurden, aus verschiedenen Teilen Rumäniens stammten und aus wirtschaftlichen, beruflichen oder persönlichen Gründen nach Bukarest gezogen waren. Es zeigte sich hierbei wieder einmal deutlich, dass Geschichte nichts „Feststehendes, Eindeutiges“, sondern vielmehr ein Konstrukt ist. Allen Interviewten gemeinsam war die Verklärung der Kindheit und Jugend – sicherlich kein Phänomen, das auf die Bukarester Deutschen beschränkt ist, das aber in deren Fall eine besondere Note bekommt, da dieses mit dem Leben am Land oder Kleinstadt und der Zeit bis 1944 zusammenfällt, während das Leben als Erwachsener mit dem Leben in Bukarest unter der kommunistischen Diktatur zusammenfällt. Besonders traumatisierend wurden die Deportation der jungen Rumäniendeutschen in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit sowie die zwischen 1945 bis 1948 erfolgten Enteignungen erlebt. Wie es Frau S. so treffend ausdrückte: „Wenn man Deutscher war, war es nicht gut, und wenn man keiner war, war es auch nicht gut“ (S. 100).

Aber einige der interviewten Personen relativierten auch die Vorkriegsidylle in Siebenbürgen, wie z.B. Herr G., der durchaus kritisch anmerkte, es sei „das berühmte

Nebeneinander, nicht das Miteinander“ der verschiedenen Völker gewesen (S. 130). Interessant ist auch, dass der Antisemitismus, der in den 1930er Jahren bis 1944 sowohl bei den Rumänen als auch bei der deutschen Minderheit große Bedeutung hatte (Stichwort Eiserne Garde bzw. die von Nationalsozialisten dominierte Organisation der deutschen Minderheit), in der Erinnerung weitestgehend ausgeblendet wird und über die Juden nur als Gruppe gesprochen wird (S. 172-176). Bezüglich der Fremdbilder ist noch anzumerken, dass gegenüber den Rumänen ambivalente Gefühle vorherrschend sind, gepaart mit Überlegenheitsvorstellungen (S. 180f.), während die Ungarn als gleichwertig und mit Sympathie betrachtet werden (S. 172f.). Die Roma hingegen werden als „bettelnde, schmarotzende“ Gruppe gesehen (S. 177f.). Zum Eigenbild der Bukarester Deutschen ist ferner zu sagen, dass sie sich selbst keineswegs als homogene Gruppe betrachten, sondern dass die jeweiligen regionalen Herkunftsidentitäten (Siebenbürgen, Banat, Bukowina) sehr stark sind und der Kirche, unabhängig von der Religiosität der Befragten, eine zentrale Rolle im Gemeinschaftsleben zukommt.

Abgesehen von den sehr interessanten Interviews sowie deren Analyse ist auch der Beitrag von Jung „Stadt, Land, Leute – Rumänien aus der Sicht deutscher katholischer Reisender“ zwischen 1850 und 1940 lesenswert, wobei die jeweiligen Berichte oft mehr über die Vorurteile der Reisenden als über Rumänien als solches aussagen. Gewisse Kritikpunkte an der rumänischen Realität weisen allerdings eine Kontinuität bis heute auf, und das nicht nur in nicht-rumänischen Medien, so z.B. die Kritik an den großen sozialen Gegensätzen, der Korruption sowie am Zustand der Straßen und öffentlichen Verkehrsmittel.



Angelika Herta, Martin Jung (Hrsg.): *Vom Rand ins Zentrum. Die deutsche Minderheit in Bukarest.* Frank & Timme Verlag, Berlin 2011 (= *Forum: Rumänien*, 9), 266 Seiten, 29,80 €.

Anton Sterblings Aufsatzsammlung zu ländlichen Fragen Südosteuropas „Entwicklungsverläufe, Lebenswelten und Migrationsprozesse“

Von Wilfried Heller

Das Buch enthält elf Aufsätze des Autors, die innerhalb des Zeitraumes von 2003 bis 2010 erschienen sind, neun davon in der Zeitschrift *Land-Berichte. Sozialwissenschaftliches Journal*. Die Aufsätze sind entsprechend den im Titel des Sammelbandes genannten Begriffen nach drei Teilen gegliedert. Alle Beiträge sind mit umfangreichen Literaturhinweisen ausgestattet.

Entwicklungsverläufe in Südosteuropa

Mit den Beiträgen des ersten Teils werden unterschiedliche Aspekte der Entwicklungen in Südosteuropa aufgegriffen. Im ersten Beitrag (zum ersten Mal 2010 erschienen) geht es um sozialmoralische Wertvorstellungen, Verhaltensweisen und Sozialstrukturen südosteuropäischer Gesellschaften. Dabei werden deren partikularistische Orientierungen (im Sinne von Talcott Parsons) herausgearbeitet, die eher typisch für traditionelle Gesellschaften sind. Im Unterschied dazu gelten in modernen Gesellschaften mehr universalistische Normen, wie z.B. Chancengleichheit. Insgesamt lehrt dieser Beitrag, dass die in den südosteuropäischen Gesellschaften weiter bestehenden traditionellen Handlungsorientierungen den Schlüssel zum Verständnis der Modernisierungsprobleme Südosteuropas bilden.

Der zweite Aufsatz (zuerst 2003 publiziert) befasst sich mit den Agrarreformen der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, mit der Agrarpolitik zur Zeit des Sozialismus sowie mit den Reprivatisierungs- und Restitutionsprozessen in der Landwirtschaft, die nach der sozialistischen Zeit abliefen. Der Aufsatz ist auf Rumänien konzentriert. Andere südosteuropäische Beispiele werden punktuell zum Vergleich hinzugezogen. Auch in diesem Beitrag zeigt sich eine mustergültige theoriegeleitete Vorgehensweise des Autors, da er seinen konkreten Untersuchungsgegenstand in grundsätzliche soziologische Überlegungen zu paradoxen Effekten des sozialen Handelns bzw. politischer Entscheidungen einbettet. Als Fazit wird vom Autor bezüglich Rumänien festgestellt, dass die dortige Agrar- und Bodenreformpolitik nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur die intendierten Ziele einer umfassenden agrarwirtschaftlichen Modernisierungspolitik, sondern auch die vorgesehenen sozialpolitischen und paradoxerweise sogar auch die nationalistischen Anliegen verfehlt habe. Auch die Agrarpolitik in der Zeit des Sozialismus habe unbeabsichtigte Ergebnisse erzeugt, und zwar insoweit, als die durch diese Politik benachteiligten Angehörigen der deutschen Minderheit sich gezwungenermaßen um Bildung und beruflichen Aufstieg in außerlandwirtschaftlichen Bereichen besonders stark bemüht und sich dadurch mehr als der Bevölkerungsdurchschnitt modernisiert hätten. Nach dem politischen Systemwechsel seien durch die Politik wiederum Ungerechtigkeiten erzeugt worden, die zu Belastungen der

interethnischen Beziehungen geführt hätten.

Der dritte Aufsatz (2005) behandelt die Merkmale des Zeitverständnisses und des Zeitgefühls, die für viele Menschen auf dem Balkan charakteristisch seien. Unter den Bedingungen der Transformations- und Modernisierungsprozesse zeige sich heute in Südosteuropa ein disparates und widersprüchliches Bild, das durch Spannungen zwischen Tradition und Moderne gekennzeichnet sei. Demnach würden also gleichsam verschiedene Zeiten gleichzeitig existieren. Dieser Befund spricht für die komplizierte Umbruchsituation.

Das Banat und die Banater Schwaben

Im ersten Aufsatz des zweiten Teils des Buches (2004) wird das Banat als ein Raum vorgestellt, in dem sich verschiedene kulturelle Einflüsse überschneiden und überlagern. Die kulturelle Interferenzialität des Banats sei insbesondere seiner Lage im Überlappungsbereich verschiedener Kulturkreise geschuldet. Darüber hinaus werde das Banat seit dem 18. Jahrhundert durch zahlreiche Zuwanderungsgruppen unterschiedlicher regionaler und ethnischer Provenienz geprägt. Zentral ist dabei die Aussage des Autors, dass Regionalkultur nur als heterogenes und vielschichtiges Phänomen begriffen werden könne. Dies wird am Beispiel des Banats erörtert. Trotz der politisch-administrativen Aufteilung auf verschiedene Staaten habe das Banat eine spezifische, unverwechselbare Regionalkultur entwickelt.

Im zweiten Beitrag des zweiten Teils (2007) diskutiert der Autor die Identität und die Ethnizität der Banater Schwaben innerhalb ihrer multikulturellen Region. Dieser Beitrag zählt zu den Höhepunkten des Buches. Zunächst beschäftigt sich der Autor mit dem Begriff der kulturellen Identität. Dabei geht er auf die Wissensbestände und Wertvorstellungen sowie die affektiven Bindungen einer ethnischen Gruppe ein, auf ihr ethnisches Selbstverständnis. Am Beispiel des Banats werden überzeugend allgemeine Reflexionen über das Verhältnis von Demokratie und Multikulturalität entwickelt, die auch für das Verständnis der Situationen in anderen Zuwanderungsräumen genutzt werden können, wie z.B. in Deutschland. Nach Sterbling brauchen funktional integrierte demokratische Gesellschaften für ihren Fortbestand akzeptierte gemeinsame Wertfragen. Was die Banater Schwaben betrifft, kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass es trotz aller Entwicklungen und Probleme in der Zeit des Sozialismus nicht zu einer rumänisch-sozialistischen Überformung oder Umformung ihrer kulturellen Identität gekommen sei.

Der dritte Aufsatz (2008) widmet sich der kollektiven Erinnerung, dem kulturellen Gedächtnis der Banater

Schwaben. Die Ausführungen hierzu sind teilweise stark geprägt durch die persönliche Lebensgeschichte des Autors, der aus dem Banat stammt. Er analysiert die Rolle von Ursprungsmythen und historischen Mythen in der kollektiven Erinnerung. Politiker und Intellektuelle auf dem Balkan würden Mythen oft für ihre Zwecke instrumentalisieren.

Im vierten Aufsatz (2010) untersucht der Autor am Beispiel des Banats das Spannungsverhältnis zwischen kommunistischem Herrschaftssystem und Lebenswelten in der sozialistischen Zeit. Im Ergebnis seiner Untersuchung präferiert der Autor die Denkfigur der partiellen Modernisierung, die moderne und traditionelle Elemente miteinander verbindet. Eine besonders wichtige Rolle bei der Wahrung der kollektiven Identität der Banater Schwaben hätten trotz des autoritären Sozialismus die kirchlichen Feiertage gespielt. Diese Bedeutung hätten sie auch heute noch im Auswanderungskontext.

Das Wirken der politischen Staatspolizei und ihre Hinterlassenschaften in den ehemaligen sozialistischen Staaten Europas sind bisher nur wenig wissenschaftlich aufgearbeitet worden. Der Autor zeigt im fünften Beitrag des zweiten Teils des Buches (2010) am Beispiel der Deutschen in Rumänien in vorbildhafter Weise, wie an dieses Thema herangegangen werden kann und welche Fragen dabei verfolgt werden können. Sehr lebendig und geradezu spannend ist dieser Aufsatz geschrieben, nicht zuletzt wegen der persönlichen Betroffenheit des Autors als Zielperson der Securitate.

Migrationsprozesse und soziale Folgen

Der erste Aufsatz des dritten Teils des Buches (2009) beschäftigt sich mit Beispielen von Zwangsmigrationen in Südosteuropa, die im Laufe der letzten drei Jahrhunderte erfolgten und große wirtschaftliche und soziale Auswirkungen einschließlich Folgen für die kollektive Identität auslösten. Die Beispiele betreffen die Wanderungen von sephardischen Juden vom Ende des 15. bis zum 18. Jahrhundert, von Aromunen, Südslawen, Donauschwaben, Emigranten nach Amerika, Türken, Ungarn, Griechen, Juden vor und während des Zweiten Weltkriegs, Deutschen sowie Muslimen und anderen Gruppen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Die wesentlichen Ursachen dieser vielfältigen und komplizierten Vorgänge und Formen von Zwangsmigrationen, die vom Autor übersichtlich zusammengestellt werden, waren imperiale Herrschaftsexpansionen, Kriege und Bürgerkriege, Armut sowie nationalkulturelle Homogenisierungen und interethnische Konflikte.

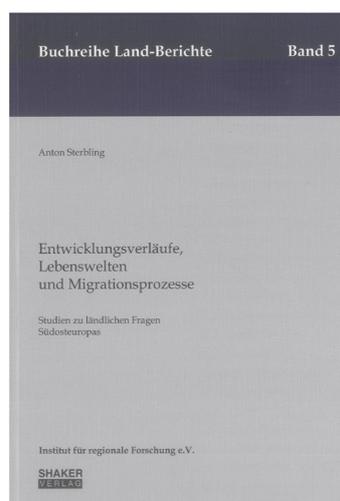
Der zweite Aufsatz (2006) befasst sich mit Migrationen, die durch die folgenden Prozesse ausgelöst wurden:

1. durch die zunehmende Vergrößerung der ökonomischen und sozialen Ungleichheiten zwischen dem sich modernisierenden Westeuropa und dem zurückbleibenden Südosteuropa, die gleichsam als Faktoren

struktureller Gewalt (im Sinne von Johan Galtung) Ost-West- bzw. Süd-Nord-Wanderungen bewirkten, 2. durch die damit einhergehende Verschärfung der sozialen und räumlichen Disparitäten innerhalb der südosteuropäischen Länder, die zu Binnenmigrationen führten, d.h. vor allem zu Wanderungen aus den ländlichen und peripheren Gebieten in die großstädtischen Zentren. Als Beispiele betrachtet der Autor Albanien, Bulgarien und Rumänien, und zwar insbesondere unter dem Aspekt der Auswirkungen und Folgeprobleme.

Der letzte Beitrag (2009) behandelt Bedürfnisse der Menschen nach sozialer Anerkennung, und zwar unter der Frage, wie diese in der Gegenwartsgesellschaft verändert werden und welche Identitätsprobleme sich für die Menschen daraus ergeben. Identitätskrisen nähmen zu, vor allem unter den Migranten, deren besonderes Problem darin bestehe, dass sie von zwei oder mehr Lebenswelten geprägt seien. Diese Sachverhalte werden vom Autor in einem sehr dicht geschriebenen Text dargestellt, der den lernbegierigen Leser zu einer besonders genauen Lektüre herausfordert.

Der reiche Gehalt der Aufsatzsammlung erschließt sich dem Leser nicht durch ein „Überfliegen“, sondern nur durch intensive Auseinandersetzung. Die sprachliche Darstellung wirkt zuweilen leider etwas sperrig. Der Autor setzt manchmal die Kenntnis auch selten verwendeter sozialwissenschaftlicher Fachbegriffe voraus. Aber die Darstellungen sind andererseits an zahlreichen Stellen auch sehr beeindruckend und lebendig, vor allem dann, wenn der Autor nicht distanziert, sondern als persönlich Betroffener die Sachverhalte analysiert. Jedenfalls ist die Lektüre dieses Sammelbandes jedem zu empfehlen, der sich mit der behandelten Thematik befasst, und zwar auch dann, wenn sein Interesse für die Region Südosteuropa nachrangig ist.



Anton Sterbling: *Entwicklungsverläufe, Lebenswelten und Migrationsprozesse. Studien zu ländlichen Fragen Südosteuropas.* Shaker Verlag Aachen (= Buchreihe Land-Berichte, 5), 213 Seiten, 10,- €.

Rumänische Regionen als Fallbeispiele

Von Konrad Gündisch

Der Sammelband dokumentiert ein Symposium, das mit Unterstützung der VolkswagenStiftung von der Arbeitsgruppe Sozial- und Kulturgeographie, Migrationsforschung der Universität Potsdam in Kooperation mit dem „Interdisciplinary Centre of Advanced Studies on Territorial Dynamics“ der Universität Bukarest am 1.-3. Juli 2010 in Bukarest veranstaltet wurde.

Das Thema ist von besonderer Aktualität, bereichert es doch das Wissen um Fragen nach regionaler Identität und Mentalität, deren Beantwortung eine „umsichtige Gestaltung des europäischen Integrationsprozesses“ erst möglich macht. Gerade die Unkenntnis der verhaltensrelevanten Selbst- und Fremdwahrnehmungen von Bevölkerungen und Bevölkerungsgruppen hat die Probleme mit verursacht, die Europa heute umtreiben. Jean Claude Juncker, der luxemburgische Premier, hat diesen Mangel auf den Punkt gebracht: „Wir Europäer wissen immer noch viel zu wenig voneinander!“ (S. 1)

Unter Identität verstehen Herausgeber und Autoren „das Gefühl oder die Gewissheit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder einem bestimmten Raum bzw. das ‚Eins-Sein‘ mit dieser Gruppe oder diesem Raum“ (S. 2). Eine solche räumliche Identität ist in Regionen stets vorhanden, im europäischen Rahmen muss sie erst aufgebaut werden. Grenzregionen eignen sich dafür ganz besonders, treffen doch hier einerseits unterschiedliche, manchmal konträre Selbstwahrnehmungen aufeinander, ergänzen sich diese andererseits und ermöglichen den Austausch, die Wahrnehmung des Anderen, das Verständnis füreinander.

Der Band beginnt mit einer ausführlichen und sehr kompetenten Einleitung des Herausgebers, gefolgt von einem theoretischen Teil, in dem Hans-Joachim Bürkner (S. 17-56) Ansatzpunkte für die Analyse von Identitäten in Grenzräumen definiert, Ioan Ianoș, Daniela-Rodica Stoian und Andrei Schwab (S. 57-69) aber Identitäten im Rahmen politischer, ökonomischer, sozialer und kultureller Entwicklungen erörtern und dabei Rumänien als Fallbeispiel verwenden.

Der dritte Teil befasst sich mit den Identitäten an Staatsgrenzen der Europäischen Union, wobei zwischen EU-Binnengrenzen (beispielsweise zwischen Deutschland und Polen oder zwischen der Slowakei und Ungarn) und „Doppelten“ Grenzräumen zu Staaten unterschieden wird, die nicht zur EU gehören (beispielsweise zwischen der EU und Russland oder zwischen Moldova und Rumänien). Für die Leser dieser Zeitschrift sind hier die Beiträge von Mihaela Narcisa Niemczik-Arambașa über „Alltag und Identitätskonstruktionen im moldauisch-rumänischen Grenzraum“ (S. 165-181) und Smaranda Vultur über „Die Flexibilität der Grenze und die Rekonstruktion von

Identitäten am Beispiel des Banats“ (S. 183-195) von besonderem Interesse. Niemczik-Arambașas inhaltlich und methodisch hervorragender Aufsatz thematisiert unter anderem den konstruierten Gegensatz zwischen Moldovenismus und Rumänismus sowie den (tristen) Alltag an der EU-Außengrenze zwischen zwei einander durch die gemeinsame Herkunft und Geschichte besonders nahe stehenden Völkern und Staaten. Vultur analysiert die Neuausrichtung der unterschiedlichen Ethnien des Banats nach der Wende von 1989/1990 und geht dann zukunftsweisend auf die Euregio Donau-Kreisch-Marosch ein, die auf Zusammenarbeit und Kommunikation ausgerichtet ist. Ein besonderes Kapitel widmet Vultur den Identitätskonstruktionen der Banater Schwaben in der Heimat sowie in den Aussiedlungsgebieten. Im Literaturverzeichnis vermisst man die Arbeiten der Tübinger Geographen Horst Förster und Hans-Heinrich Rieser.

Im vierten Teil werden lokale, regionale und nationale Identitäten in kulturellen Interferenzräumen untersucht, beispielsweise jene der Kaschuben (S. 197-208). Die Bedeutung einer bewussten, ja gesteuerten „europäischen Identitätspolitik“ wird für die EU-Nachbarstaaten Belarus und Ukraine thematisiert (S. 209-240), wobei in der Ukraine erwartungsgemäß eine europafreundlichere Stimmung diagnostiziert wird. Ein besonderes Augenmerk gilt außerdem der Türkei, jenem Land, das sich je nach Einstellung „am Rande Europas oder schon in Asien“ befindet (Hans-Dietrich Schultz, S. 255-283) bzw. das sowohl orientalische als auch okzidentale Merkmale aufweist (Aydin Cingi, S. 285-297). Nicht zum eigentlichen EU-Grenzgebiet gehört Transnistrien, selbsternannter Mini-„Staat“ am Rande der Republik Moldova, dem Andreas Menn einen geistreichen Artikel mit dem Thema „Pridnestrowien: Ein Land als Wunsch und Vorstellung“ (S. 227-239) widmet.

Alle Beiträge des Bandes lassen das hohe theoretisch-methodische Niveau der Autoren erkennen, die aus Deutschland, Rumänien, Polen, der Ukraine und der Türkei stammen. Sie sprechen eine gemeinsame sozial- und kulturgeographische bzw. historiographische Wissenschaftssprache und nehmen jene Integration vorweg, die letztendlich Thema dieses Buches ist, das nicht nur für die Forscher, sondern auch für die interessierten Leser eine gewinnbringende Lektüre verspricht.

Wilfried Heller (Hg.): *Identitäten und Imaginationen der Bevölkerung in Grenzräumen. Ostmittel- und Südosteuropa im Spannungsfeld von Regionalismus, Zentralismus, europäischem Integrationsprozess und Globalisierung.* LIT Verlag, Berlin u.a. 2011 (= *Region – Nation – Europa*, 64), 299 Seiten, 29,90 €.

Kein Anfang und kein Ende eines Donau-Abenteuers Alles fließt ...

Von Claudiu Zippel

Einen besonderen Urlaub erlebt zu haben, das bedeutet für viele Menschen gemütliche Erholung und südländisches *dolce far niente*, atemberaubende Landschaften mit sonnigen Stränden und majestätischen Berggipfeln, eben das, was ein Minimum an Anstrengung verlangt und ein Höchstmaß an Komfort verspricht. Anders jedoch stehen die Dinge für den 35-jährigen Autor Thomas Bauer, dessen 30-tägige Kajak-Expedition auf der Donau zwischen Donauwörth und Silistra an der bulgarisch-rumänischen Grenze alles anderes als gemütlich verlaufen war.

Der Frage nach dem Sinn seiner ungewöhnlichen Urlaubsreise wird Bauer, studierter Diplom-Verwaltungswissenschaftler, während seines wagemutigen Unternehmens mehrfach begegnet. Die Menschen, die er trifft, fragen zwar nicht danach, aber er kann das Erstaunen in ihren Augen lesen. Er selbst stellt sich diese Frage ehrlicher Weise gleich zu Beginn seines Abenteuers und so steht sie gleich am Anfang seines Buches. Es ist der anfangs geäußerte schlichte und etwas naive Wunsch, einfach etwas Großes leisten zu wollen.

Die Voraussetzungen für seine Wasser-Reise sind insofern nicht optimal, als der ehemalige Greenpeace-Mitarbeiter und Journalist Bauer sich eher an Land, in seiner Wahlheimatstadt München, in seinem Element fühlt als auf dem Wasser. Das aquatische Ambiente lernt er aber trotz täglicher Strapazen und manch heftiger Wetterkapriolen im Verlaufe seines Urlaubs lieben. Auch die Geheimnisse und Heimtücken des Kajak-Fahrens, die man in keinem Crashkurs vermittelt bekommt, entdeckt er nach und nach bei wiederholtem Kräftenessen mit den Naturgewalten.

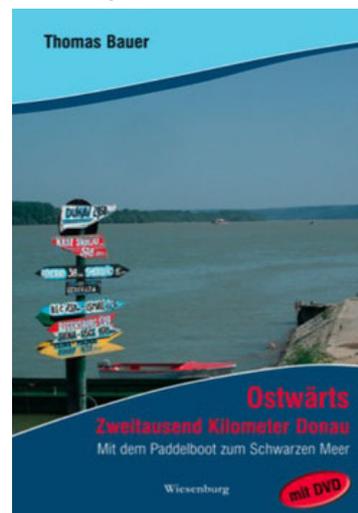
Bauer beginnt seine Donaureise in einem auf dem Namen „PB Sulina“ getauften Paddelboot in deutschen Gewässern, bei Donauwörth, dort wo die Donau für einen drei Meter langen Kajak sich als durchaus befahrbarer Fluss zeigt. Sie sollte, so sein Plan, am Donau-Kilometer Null bei Sulina, in rumänischen Gewässern beendet werden. Doch die 30 Urlaubstage waren bereits bei Silistra in Bulgarien vorüber und der mittlerweile erfahrene Kajakfahrer musste eines der aufregendsten Wassergebiete Europas, das rumänische Donaugebiet mit dem unter Naturschutz gestellten Donaudelta, einem späteren Reiseprojekt überlassen.

Der Leser erfährt viel über die Gefahren, die ein derartiges Unternehmen mit sich bringt, und im Verlauf der Geschichte dieser Donaureise schleichen sich melancholische und nachdenkliche Töne ein. Tagsüber kämpft Bauer einsam in seinem Kajak gegen heimtückische Wasserströmungen und brausende Gewitter, gegen Muskelkater oder Mücken, gegen Wind oder Betonschleusen. Aber er bleibt aufgeschlossen für die landschaftlichen

Besonderheiten, die er dem Leser wiederholt mit einem poetischen Unterton schildert. Seine Beschreibungen lassen einen aufmerksamen Beobachter und eine stilsichere Feder erkennen. In den acht Ländern, die er mit seinem Kajak überquert, verweilt Thomas Bauer in Großstädten wie Regensburg, Wien, Bratislava, Budapest oder Belgrad, was ihm jedesmal eine willkommene Gelegenheit für kleine historische Exkurse bietet. Aber auch eine kleine Insel oder eine kaum bewohnte Ufergegend dienen ihm nach den Strapazen des Tages im Kajak als Rastplatz. Am Abend findet er immer wieder einen ruhigen Augenblick, um seine Gedanken aufzuschreiben, und um mit der Kamera eine gerade gesichtete Sehenswürdigkeit festzuhalten.

Bauer scheint eine jener unruhigen und neugierigen Naturen zu sein, die auf der Suche nach Neuem und Außergewöhnlichem keine Mühe scheuen und alle Strapazen in Kauf nehmen. Ihm gelingt es trotz Gefahren und Hindernissen, die ihm manchmal den Weiterweg sperren, die Freude an den einfachen Dingen des Lebens, die er unterwegs entdeckt, spannend und unterhaltsam dem Leser zu vermitteln. Dabei geht es ihm nicht unbedingt darum, unentdeckt gebliebene Landschaften aufzusuchen oder Rekorde zu brechen. Vielmehr scheint er ein Reisender zu sein, der sich instinktiv auf eine viel tiefer reichende Suche begibt, jene nach den geheimnisvollen Verbindungsfäden zwischen der menschlichen Seele und ihrer Umwelt.

Die abenteuerliche Donaureise endet zwar nicht wie geplant im Donaudelta. Wer aber für eine Weile dem ewig fließenden Kreis des Lebens so nahe gestanden hat wie Thomas Bauer, der davon in seinem gleichermaßen spannenden und poetischen, unterhaltsamen und tief sinnigen Buch berichtet, der stimmt auch seiner abschließenden Erkenntnis bedingungslos und anerkennend zu: „In Wahrheit war nichts zu Ende gegangen, und nichts Neues hatte begonnen.“



Thomas Bauer: Ostwärts. Zweitausend Kilometer Donau. Mit dem Paddelboot zum Schwarzen Meer. Wiesenburg Verlag, Schweinfurt 2011, 196 Seiten, 18,90 €.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Dernburgstr. 55 • 14057 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Wilfried Lohre

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Janna Jähnig

Christof Kaiser

Elisabeth Packi

Marianne Theil

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Dr. Josef Sallanz

Prof. Dr. Larisa Schippel

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

BEITRITTSERKLÄRUNG

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Wilfried Lohre
Petzower Straße 11
14109 Berlin

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60,- € (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin • Konto-Nr.: 230108 • BLZ: 100 100 10.

Name.....

Anschrift.....

E-Mail.....

Telefon.....

Ort, Datum, Unterschrift.....